Die Malerin von Dresden.

Digitized by Google

Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
J. L. Kober.

Vierzehnter Jahrgang.
Zwanzigster Band.

Die Malerin von Dresden.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Digitized by Google

Die Malerin von Dresden.

Erzählung

von

Elfried von Taura.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Vorwort	9
Erſtes Capitel. Die kleine Zitherſpielerin	11
Zweites Capitel. Die Malerin	35
Drittes Capitel. Eine Verſchwörung. Ein Deſerteur	50
Viertes Capitel. Doris und Theophilus	71
Fünftes Capitel. Das belauſchte Geheimniß	92
Sechstes Capitel. Graf Camillo	114
Siebentes Capitel. Major von Retzow	141
Achtes Capitel. Das Attentat	169
Neuntes Capitel. Prinz Heinrich	188
Zehntes Capitel. Die Anklage	211
Elftes Capitel. Die Befreiung	230
Zwölftes Capitel. Schluß	255

Digitized by Google

Die Malerin von Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Der Verfasser der vorliegenden Erzählung hatte sich in der nach Thatsachen bearbeiteten Erzählung: „Die Tochter des Wilddiebes“ die Aufgabe gestellt, nachzuweisen, wie eine reichorganisirte Natur im Kampfe mit unwürdigen Lebensverhältnissen zum Falle kommen, aber auch durch den ihr eingeborenen Adel sich wieder erheben kann, wenn edle Menschen, die diesen Adel erkennen, ihr freundlich und hilfreich die Hand bieten. Wenn dem Verfasser diese Aufgabe, nach dem Zeugnisse der Kritik, nicht ganz mißlungen ist, so mußte er doch fühlen, daß die Erzählung zu schnell gerade da abbrach, wo das Interesse des Lesers auf's Höchste gespannt war, und daß die gestellte Aufgabe noch einer höheren und befriedigenderen Lösung fähig war, als sie dort gefunden. Diese Lösung wird in der vorliegenden Geschichte, in deren Heldin Doris die Leser leicht die Tochter des Wilddiebes wieder

erkennen werden, zu geben versucht. Nachdem Doris ihre Vergangenheit durch ihre Leiden und durch ihren standhaften Widerstand gegen jede Versuchung zu neuem Falle gebüßt und durch ein freudiges und thatkräftiges Erfassen des dargebotenen Heiles gesühnt, soll sie ferner ohne Wanken die Heilsbahn wandeln, soll sie durch entschiedenes und eifriges Streben nach Vollendung ihres Wesens sich den würdigsten ihres Geschlechtes gleich und des höchsten Glückes des Weibes würdig machen. Sie soll dieses Glück nicht wie einen Raub an sich reißen, sie soll es gerade dadurch verdienen, daß sie es so lange von sich weis't, als sie nicht die durch den Fehltritt ihrer Jugend verletzte Würde des Weibes durch ein erfolgreiches Ringen über die Sphäre des specifisch-weiblichen hinaus in die Sphäre künstlerischer Meisterschaft und höchster menschlicher Freiheit vollkommen versöhnt hat.

Möchten die Leser finden, daß dieser Versuch dem Verfasser nicht mißlungen.

Freiberg in Sachsen.

Elfried von Taura.

Erstes Capitel.

Die kleine Zitherspielerin.

Seit dem 6. September 1756 war Dresden die Hauptstadt einer preußischen Provinz. Denn als eine solche betrachtete und behandelte Preußens großer König das ohne Kriegserklärung mit Krieg überzogene und ohne Schwertstreich eroberte Sachsen. Der König-Kurfürst Friedrich August war mit seinem Hofe und Kabinet nach Polen geflohen, und ein preußisches Regierungs-Collegium, Directorium genannt, verwaltete das Land zum Vortheil des Preußenkönigs.

Mit Schmerz beugte sich das Volk unter das fremde Joch, zahlte es die ihm aufgelegten, kaum erschwinglichen Steuern und stellte es seine Söhne als Rekruten unter die Fahnen des Eroberers. Vergebens seufzte es Jahre lang nach Erlösung von dessen eiserner Hand. Nirgends im ganzen Lande aber seufzte man mehr danach als in seiner Hauptstadt.

Digitized by Google

Das war natürlich. Denn außer den Lasten, die es mit dem ganzen Lande gemein hatte, litt es noch ungleich schwerer durch den Verlust eines kunstsinnigen und prachtliebenden Hofes. Wenn das übrige Land durch die Verschwendung des allmächtigen Ministers Friedrich August's, des Grafen Brühl, eben auch stark genug gebrandschatzt wurde, um den Unterthanen Seufzer zu erpressen, so ging doch gerade der Hauptstadt diese Verschwendung zu Gute. Wenn die Könige bauen, dann haben die Kärrner zu thun. Das empfand Dresden mehr, als irgend eine deutsche Residenz jener Zeit, denn nirgends wurde so viel gebaut und geschaffen zu Lust und Nutzen wie dort. Da hatten nicht nur die Kärrner, da hatten alle Gewerbe vollauf zu thun, und die Künste standen im reichsten Flor. Da gab es Wohlstand, da war „Leben und Lebenslust vollauf".

Wie anders war das Alles nun geworden! Aus der lustigen Residenz war ein düsteres Kriegslager geworden, die Kärrner feierten, die Handwerker „leierten", und die Hallen der Kunst waren verödet. Kein Wunder, wenn da die guten Dresdner weit bitterer als andere Sachsen das preußische Regiment haßten und weit sehnsüchtiger die alte Zeit zurück wünschten, die ihnen in der That eine goldene gewesen, mochten sie auch über den sittlichen Charakter derer, denen sie dieselbe verdankten, denken, wie sie wollten.

Digitized by Google

Aber gefährlich war es, ſolchen Empfindungen Worte zu verleihen. Mit ſcharfem Auge wurde die Stimmung und Geſinnung des Volkes überwacht, und wehe dem, der durch eine Aeußerung verrieth, daß die ſeinige dem Eroberer nicht günſtig war. War er jung und ſtark, ſo ward er ohne Anſehen der Perſon unter die Soldaten geſteckt; taugte er hierzu nicht, ſo war der Kerker ſein Loos. Jedermann hütete ſich daher, ſeine Unzufriedenheit kundzugeben, und verbarg ſie unter dem Mantel ſtiller Ergebung, wenn nicht der Zufriedenheit. Nur unter ganz zuverläſſigen Freunden und Patrioten wagte ſich der Unmuth Luft zu machen.

Dennoch gab es auch Leute, welche, geblendet von den glänzenden Geiſteseigenſchaften und von den Großthaten des Eroberers, weit entfernt waren, die gegenwärtige Lage ihres Vaterlandes als eine Schmach zu empfinden, die es vielmehr für ein Glück anſahen, unter die Botmäßigkeit eines ſolchen Königs gekommen zu ſein. Und noch andere gab es, denen die Aenderung der Dinge willkommen war, weil ſie dieſelbe zu ihrem perſönlichen Vortheil auszubeuten hofften, oder wirklich ausbeuteten.

Mit der äußerſten Spannung verfolgten beide Parteien, die große der Patrioten, und die kleine der Preußenfreunde, den Gang des Krieges, der zur Zeit, wo unſere Geſchichte beginnt, nämlich im Hochſommer 1758,

Digitized by Google

eine den Wünschen der Patrioten günstige Wendung zu nehmen schien. König Friedrich schlug sich weit von den sächsischen Grenzen mit den Russen herum, welche mit großer Heeresmacht Preußen überzogen hatten. In Sachsen war nur eine kleine preußische Streitmacht zurückgeblieben, deren Kern unter dem Befehle des Prinzen Heinrich bei Dresden lagerte. Die Schwäche dieser Macht gab dem österreichischen Feldmarschall Daun Hoffnung, Sachsen den Preußen zu entreißen, und er setzte sich zu diesem Zwecke nach Sachsen in Bewegung.

Bei der Nachricht von dem Herannahen der Oesterreicher athmeten die Patrioten etwas freier auf. Nichts schien gewisser, als daß die kleine Streitmacht der Preußen der überlegenen Macht des österreichischen Fabius Cunctator werde erliegen müssen. Hoffnung erweckt Muth; die nahe Aussicht auf den Sieg ihrer Sache ermuthigte auch manchen Patrioten, statt im Stillen über die Herrschaft der Fremden zu murren, auf Mittel zu denken, wie man Seiten des Volkes dazu beitragen könne, den Fall dieser Herrschaft zu beschleunigen.

Damals gab es in dem sogenannten Italienischen Dörfchen ein kleines Kaffeehaus, das der Witwe eines italienischen Steinmetzen, Namens Cagiorgi gehörte. Vor dem Kriege war dieses Kaffeehaus ein Sammelplatz der Dresdner Künstler gewesen. Mutter Cagiorgi ward

Digitized by Google

von den jüngeren Künſtlern ſchlechthin nicht anders als „Mutter“ genannt, mochten ſie dieſelbe anreden oder gegen dritte Perſonen von ihr ſprechen. Sie war ihnen allen nicht blos eine aufmerkſame, freundliche und billige Wirthin, ſondern ſie ſtand ihnen, wo ſie konnte, mit Rath und That bei, ſie behandelte das junge muntere Volk — abgeſehen davon, daß ſie ſich Speiſe und Trank bezahlen ließ — in der That wie ihre Söhne. Nach der preußiſchen Occupation wendeten ſich die meiſten Künſtler von Dresden fort und Mutter Cagiorgi ſah ihr Kaffeehaus faſt veröden. Dafür haßte ſie aber auch die Preußen mit aller Gluth einer Italienerin, und machte aus dieſem Haß, trotz der preußiſchen Säbelherrſchaft und ihrer Späher, kein ſonderliches Hehl. Kein Preuße, der ſich in ihr Kaffeehaus verirrte, erhielt ein freundliches Geſicht oder ward ſo ſchnell, wie ſonſt ein Gaſt bewirthet. Nach und nach ward ſie auch von den Preußen gänzlich gemieden.

Dagegen ſammelte ſich allmälig ein Stamm Patrioten in ihrer traulichen Stube, zu dem einige zurückgebliebere Künſtler und Gelehrte gehörten. Um die Dämmerung war es da gewöhnlich ziemlich voll bei der Mutter Cagiorgi, und wenn auch nicht das heitere harmloſe Leben von ſonſt ſich dann hier entfaltete, ſo doch ein ziemlich reges. Hier, meinten Alle, war man ſicher vor

Digitized by Google

Späherohren, hier konnte man ein freies Wort sprechen, und das wurde denn auch gesprochen, zur Freude der Mutter Cagiorgi.

Eines Nachmittags versammelte sich diese Gesellschaft etwas früher als gewöhnlich. Es war das Gerücht von einer dem König von Preußen bei Zorndorf durch die Russen gelieferten und für ersteren unglücklich ausgefallenen Schlacht nach Dresden gekommen, und jeder ging nun dahin, wo er etwas Näheres über diese Begebenheit zu hören hoffte. Es wußte aber eben noch Niemand etwas Gewisses, und so ergab man sich um so ausschweifenderen Hoffnungen zu Gunsten der eigenen Sache. Dabei wurde denn des Preußenkönigs nicht in den glimpflichsten Ausdrücken gedacht, wobei man jedoch die Vorsicht gebrauchte, ihn nicht anders als Philippus zu nennen.

Nur zwei von der Gesellschaft beobachteten eine gewisse Mäßigung in ihren Aeußerungen. Der eine war ein Mann in den mittleren Jahren von schlanker Gestalt und ebenso feinen als geistreichen Zügen. Er war einfach, doch sorgfältig gekleidet. In Sprache, Haltung und Bewegung trug er ein aristokratisches Gepräge, doch war es mehr die Aristokratie des Geistes als des Blutes, die daraus hervorleuchtete. Der andere, sein Nachbar, war schon dem Greisenalter nahe; eine etwas gebückte Gestalt,

Digitized by Google

aber mit einem schönen, fast antiken Kopfe. Der letzte ward von der Mutter Cagiorgi „Herr Inspector“, der erste mit dem schlichteren Titel „Herr Magister“ angeredet.

Ein jüngeres Glied der Gesellschaft, ein Maler mit schwarzen wallenden Locken, hielt eine wahre Philippika gegen den Philippus der Gesellschaft, die mit dem Wunsche schloß, die Kosaken möchten den Philippus verschlingen mit Haut und Haaren.

Das war dem ruhigernsten „Magister“ doch zu stark. „Da sei Gott vor,“ sagte er, „daß der Kosak uns den Stolz Deutschlands raube! Denn wie sehr wir Sachsen immer Ursache haben, uns über ihn zu beklagen, der größte Deutsche unseres Jahrhunderts bleibt Frie— Philippus wollt' ich sagen, doch. Wir wollen wünschen, daß Sachsen seiner Botmäßigkeit entrissen und seinem angestammten Fürsten zurückgegeben werde, aber nicht, daß dieß durch Fremde geschehe, am allerwenigsten durch die Russen. Offen gestanden, ist es mir gar nicht recht, daß diese gegen Philippus zu Hilfe gerufen worden sind. Das ist ihnen doch nur eine willkommene Gelegenheit in Deutschland Fuß zu fassen und ihre Herrschaft nach Westen zu erweitern.“

Der junge Demosthenes, dem diese Entgegnung galt, hatte sich heiß geredet. „Daß Ihr ein lauer Patriot,

Digitized by Google

Magiſter," verſetzte er jetzt hitzig, „habe ich mir längſt gedacht; ſchon längſt hielt ich Euch für einen geheimen Philippiſten; ich ſehe jetzt, daß ich mich nicht getäuſcht."

„Wenn Sie darunter Einen verſtehen, der den großen Eigenſchaften des bewußten Königs volle Anerkennung zollt," erwiederte der Magiſter, „ſo nehme ich dieſe Bezeichnung an; aber wenn ich als Menſch den großen Mann bewundere, ſo hindert das mich als Patrioten nicht, den Feind meines Vaterlandes zu bekämpfen — nur nicht auf Koſten des größeren Vaterlandes."

„Man muß ihn haſſen," rief der Maler wieder, „mit aller Gluth des Herzens — nicht wahr, Mutter?" (Er meinte die Cagiorgi, die ihm beifällig zunickte.) „Man muß den Feind des Vaterlandes haſſen, bis er vernichtet iſt, ſei es durch wen es ſei!"

Er wollte fortfahren ſich zu expectoriren, als die Thür aufging und ein Menſchenpaar eintrat, das ſchnell die Augen Aller auf ſich zog. Es war ein ſilberhaariger Greis in Bergmannstracht, blind und von Jahren gekrümmt, an der Hand eines Mädchens von etwa fünfzehn Jahren und auffallender Schönheit. Sie ging ſehr ärmlich, aber reinlich gekleidet, wodurch die Vorzüge ihres Aeußeren etwas Rührendes gewannen. Es ließe ſich ſchwer eine Schilderung dieſer Vorzüge geben. Der edle, der Antike verwandte Schnitt ihres Antlitzes, die Lilien-

Digitized by Google

und Rosenblüthe ihrer Gesichtsfarbe, das wunderbare Feuer ihrer meerblauen Augen, die Fülle von Leben, die aus diesen und allen Mienen sprudelte, die reichen blonden Cylinderlocken, die ihren Nacken umwallten, die zwar noch nicht voll entwickelte, aber die herrlichste Entfaltung verheißende Gestalt — das Alles gehörte zu ihren Vorzügen; aber es bildete noch lange nicht das wunderbare Ganze desselben, das die beiden Freunde unwiderstehlich anzog.

Das Mädchen trug eine Zither in dem einen Arm — jenes einfache Instrument, das in den Hütten der erzgebirgischen Bergleute so heimisch war. Es ließ sich leicht errathen, daß sie das Mittel war, wodurch sie dem blinden Greise und vielleicht einer ganzen Familie den Unterhalt erwarb.

„Ist es hier erlaubt zu spielen?“ fragte das reizende Geschöpf die Wirthin.

Statt ihrer antwortete der alte Herr, der den Titel Inspector führte und kein anderer war, als der verdiente Bildergallerie-Inspector Riedel: „Ei freilich, damit wir auf ein anderes Thema kommen, denn die Debatte droht unangenehm zu werden. Spiele, liebes Kind, und wenn Du singen kannst, so singe etwas dazu!“

Die ganze Gesellschaft rief: „Ja spiele! spiele!“

Die junge Zitherspielerin setzte sich mit ihrem blin-

Digitized by Google

den Begleiter zunächſt der Thür nieder. „Was wünſchen die Herren, daß ich ſpiele?“ fragte ſie; „ein ernſtes oder heiteres Stück?“

„Gleichviel,“ antwortete der Inſpector Riedel; „haſt Du vielleicht ein Bergmannslied, da Du jedenfalls ein Bergmannskind biſt?“

„Ja,“ ſagte das Mädchen; „ich habe ein ganz neues.“ Sie präludirte und ſang:

War einſt ein junges Bergmannsblut,
Das war ſo treu, das war ſo gut,
Das hielt mit ſeinem Gott den Bund,
Liebt' alle Welt von Herzensgrund;
Drum klang's ſo warm aus ſeinem Mund:
Glück auf!

Das klang ſo lieb dem Steigerskind,
Wie Zitherklang ſo hold und lind,
In's tiefſte Herz klang's ihm hinein; —
O Bergmann, wollteſt du mich frei'n,
Wie ſollt'ſt du mir gegrüßet ſein:
Glück auf!

Der Bergmann ſah das Steigerskind,
Er hat es warm und treu geminnt;
Und wann er ſtieg aus tiefem Schacht,
Stand vor der Thür ſie auf der Wacht,
Da hat ihm's Herz im Leib gelacht:
Glück auf!

Digitized by Google

Und als er einstens kam vom Schacht,
Da stand sein Lieb nicht auf der Wacht;
Er suchte es — daß' Gott erbarm'!
Es lag in eines Fremden Arm; —
Da grüßt' er nicht — vor bitterm Harm:
Glück auf!

Zur Grube wieder geht er still,
Das treue Herz ihm brechen will —
Zerschmettert fand man ihn am Grund.
Dem Steigerskind, das brach den Bund,
Sagt nimmer eines Knappen Mund:
Glück auf! —

Die kindliche Sängerin trug dies Lied ebenso rein, als gefühlvoll vor. Die beiden Freunde, der Magister und der Inspector, wurden davon tief ergriffen. Auch die übrige Gesellschaft schien gerührt. Nur der junge Demosthenes von vorhin schien weniger erbaut. „Gar nicht übel gesungen," meinte er; „aber wozu solche sentimentale Lyrik in unserer Zeit? Weißt Du kein herzhafteres, kein patriotisches Lied, Mädchen?"

Das Mädchen sah den Sprecher mit großen Augen an; sie verstand nicht, was er wollte.

„Sing doch einmal etwas auf die Preußen!" fuhr der Maler fort.

Das Mädchen sann ein wenig nach und sang dann:

Satt hatt' der Preuße seinen Sand — o je!
D'rum kam er in das Sachsenland — o weh!
Da mästet er sich dick und rund,
Ich wollt', er berstete zur Stund —
O je — o jerum — je!

Der Preuße hat den Beutel leer — o je!
In Sachsen macht er ihn sich schwer — o weh!
Und wenn er nicht brandschatzen kann,
Fängt er das Kippen und Wippen an —
O je — o jerum — je!

Der Preuße hat ein großes Maul — o je!
Im Prahlen ist er gar nicht faul — o weh!
Er denkt, im ganzen deutschen Reich
Sei Niemand einem Preußen gleich —
O je — o jerum — je!

Möcht' prahlen und brandschatzen er — o je!
Wenn nur der Fahnendienst nicht wär' — o weh!
O Fluch, o Noth, o Höllenpein,
Ein preußischer Soldat zu sein!
O je — o jerum — je!

„Bravo! bravissimo!" rief ein großer Theil der Gesellschaft händeklatschend, um gleich darauf erschrocken zu verstummen. Denn plötzlich ward die Thür heftig aufgerissen und drei preußische Grenadiere traten mit einem Mann in Civil ein. Dieser wendete sich zu der Sängerin und sagte: „Treff' ich Dich hier wieder, Du Rebellenbrut? Dacht' ich doch, daß ich Dich hier ertappen würde. Jetzt marsch mit auf die Wache!"

Digitized by Google

„Was wollen Sie denn mit diesem Kinde auf der Wache, Herr Commissarius?“ sagte der Inspector Riedel sich erhebend und dem Mann mit seinem Adlerauge fest in die Augen blickend. Dieser konnte den Blick nicht ertragen; er wendete sich ab und sagte verlegen: „Sie hat ein rebellisches Lied gesungen und wird daher zur gerechten Strafe gezogen.“

„So haben Sie hier gelauscht?“ fragte der Inspector in einem Tone, der ebenso wohl Verachtung wie Verwunderung ausdrückte. Dann fuhr er fort: „Das arme Kind ist am wenigsten strafbar wegen ihres Gesanges, sie wurde dazu aufgefordert.“ Er sah den jungen Maler mit einem bedeutungsvollen Blick an. Dieser verstand ihn; aber er hatte nicht den Muth ihm zu gehorchen. „Ei Herr, so schämen Sie sich doch,“ sagte der Inspector nach einer Pause zu dem Maler; „wollen Sie das arme Mädchen für sich büßen lassen? Sie hatten ja vorhin ein so tapferes Maul, beweisen Sie jetzt Ihre Tapferkeit!“

„Ja, mein Herr,“ nahm jetzt der Maler das Wort; „das Mädchen trägt eigentlich die geringste Schuld, daß sie das Lied sang — wir — oder vielmehr ich allein habe sie dazu aufgefordert, ein patriotisches Lied zu singen.“

„Ein Lied gegen die Preußen,“ fügte der Inspector hinzu. „Das Kind glaubte der Aufforderung folgen zu

Digitized by Google

müſſen. Bedenken Sie ſein Alter und ſeinen Bildungsgrad, Herr Commiſſarius!“ Leiſe ſagte er hinzu: „Sie ſollten glimpflich verfahren, Herr Menzel — das Blatt kann ſich einmal wenden, daran denken Sie!“

Der ſo Angeredete (der kein Anderer war, als der ehemalige kurſächſiſche Geheime Kanzeliſt Menzel, der für ſeinen Verrath am Vaterlande vorläufig mit der Stelle eines Polizeiagenten und dem Commiſſarstitel belohnt worden war) zuckte mit den Achſeln und ſagte: „Ich handle auf Befehl; das Mädchen hat ſchon an einem andern Orte Verdacht erregt; ich muß ſie mitnehmen. Es wird ihr nicht viel geſchehen. Und Sie, Herr,“ ſprach er zu dem Maler, „gehen auch mit.“

„Ich bin bereit!“ ſagte dieſer.

„So komm, Kleine!“ ſagte Menzel zu der Sängerin.

Aber dieſe ſchlang ihren Arm um den blinden Greis und rief: „Wie? Ihr wollt mich auch fortführen, wie Ihr meinen Vater fortgeführt habt in den Krieg? Von Weib und Kind und dem alten blinden Vater habt Ihr ihn geriſſen, daß ſeine Familie ohne Verſorger zurückgeblieben, und daß ſie verhungern müßte, wenn ich nicht das Bischen Zitherſpielen und Singen könnte, womit ich Ihnen das Brod verdiene! Nun wollt Ihr mich auch noch fortſchleppen und ihnen entreißen?“

Digitized by Google

Der Inſpector verwendete ſich noch einmal für das Kind; zu ihm geſellte ſich auch der Magiſter, der dem Agenten und den Grenadieren vorſtellte, wie unwürdig es ihres großen Königs ſei, mit Kindern Krieg zu führen, ein ſchwaches Mädchen als Rebellin einzuziehen.

„Wir thun nur unſere Schuldigkeit," verſetzte einer der Grenadiere, und die Zitherſpielerin wurde mit ihrem Großvater und dem Maler nach der Hauptwache abgeführt.

Die andere Geſellſchaft blieb ſtumm, theils vor Schrecken, theils vor Entrüſtung zurück. Mutter Cagiorgi ergoß ſich in ein Fluch von Schmähungen über die Preußen. Die Mehrzahl der Geſellſchaft fand es bald gerathen das Kaffeehaus zu verlaſſen, wo ihnen als Mitſchuldigen der Gefangenen leicht ein zweiter Beſuch der Preußen und das Geſchick jener drohte. Zuletzt war der Inſpector mit dem Magiſter allein noch da.

„Was läßt ſich für die Gefangenen thun?" fragte der Magiſter den erſteren. „Ich fürchte, man macht ihnen ſchlimmen Proceß."

„Dem exaltirten Maler," verſetzte Riedel, „kann eine ſcharfe Lection nicht ſchaden. Ich habe längſt befürchtet, daß er uns durch ſeine Unvorſichtigkeit einmal compromittiren werde. Aber die kleine Zitherſpielerin thut

Digitized by Google

mir leid, und für sie möchte ich gern etwas thun; wenn ich nur wüßte, was."

„Wie aus den Reden des Schurken Menzel hervorging," sagte der Magister, „fahndete man schon auf sie, ehe sie hierher kam. Ich kann mir nicht denken, daß man ein solches Kind um seiner politischen Gefährlichkeit willen verfolgt; wer weiß, ob die Verfolgung nicht ein ganz anderes Motiv, und zwar ein weit unreineres hat. Vielleicht hat die ausnehmende Schönheit des Mädchens die Begierde eines preußischen Offiziers erregt, und ihr politisches Vergehen ist nur der Vorwand, um sie in die Gewalt des Lüstlings zu bringen."

„Wahrhaftig, Magister," fiel der Inspector ein, „Sie scheinen mir, wie immer, den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Jetzt erinnere ich mich, den Spion Menzel öfter in Gesellschaft des preußischen Majors von Retzow gesehen zu haben. Erst neulich besuchten sie mit einander die Gallerie, wo sie sich am meisten mit den nackten Frauenschönheiten beschäftigten. Ich schloß noch zur rechten Zeit das Zimmer der sistinischen Madonna vor ihnen zu, um diese so profanen Blicken nicht preiszugeben, zugleich aber auch unsere Doris, die dort eifrig copirt, vor den Zudringlichen zu schützen."

„Das war schön von Ihnen," sagte der Magister, indem sich seine Wange leise röthete und das schöne,

Digitized by Google

milde Feuer ſeiner Augen höher aufleuchtete. „Jetzt fällt mir etwas für unſere Zitherſpielerin ein. Doris copirt das Bild für den General von Schmettau, den Gouverneur der Stadt. Eine Verwendung von ihr bei dieſem wäre ſicher von günſtigem Erfolge.“

„Das glaub' ich auch,“ erklärte Riedel. „Wäre ſie jetzt noch auf der Gallerie, ſo gingen wir gleich dahin, mit ihr über die Sache zu ſprechen. Wir müßten ſie in ihrer Wohnung ſuchen.“

„Das wollen wir ohne Aufſchub thun,“ verſetzte der Magiſter ſich erhebend. Mutter Cagiorgi wurde gerufen, die Zeche zu machen.

Während man mit dem Ordnen derſelben beſchäftigt war, ward die Thür ungeſtüm aufgeriſſen und haſtig trat ein junger Mann ein, der das Gepräge eines vollendeten Cavaliers hatte. „Gut, daß ich Sie hier finde, meine Herren,“ ſagte er, ohne zu grüßen, in ſichtbarer Aufregung. „Es ſind fürchterliche Zeihungen eingetroffen. Nicht die Ruſſen haben bei Zorndorf geſiegt, ſondern die Preußen. Schon waren dieſe, die angegriffen hatten, zurückgeworfen, ſchon eröffneten die Ruſſen unter Siegesgeſchrei ihre Vierecke, um den Feind zu verfolgen, da warf ſich der kühne Seidlitz mit ſeinen Reiterſchaaren den Siegern entgegen, brachte ſie in Verwirrung und zerſtreute ſie nach allen Seiten. Das geſchah auf dem linken Flügel

Digitized by Google

der Preußen. Jetzt ließ der König das Fußvolk seines rechten Flügels vorrufen und errang durch das gutgeleitete Artilleriefeuer auch hier den Sieg. Von 9 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends währte die Schlacht, und endigte mit der völligen Niederlage der Russen, die an 15000 Mann und 103 Kanonen verloren. Der Rest hat sich hinter die Oder zurückgezogen, und der König ist auf dem Marsch nach Sachsen."

„Ist das gewiß?" fragte der Inspector bestürzt.

„Leider läßt die Nachricht keinen Zweifel zu. Gleichzeitig mit dem vor einer Stunde eingetroffenen Bülletin des Königs kam ein Eilbote von unserm Gute bei Zorndorf mit einem Briefe, der die Nachrichten des Bülletins bestätigt!"

„Das ist ein furchtbarer Schlag für unsere Hoffnungen," sagte der Inspector.

„Und doch kann ich es nicht beklagen, daß es so gekommen," versetzte der Magister. „Im Interesse der Aufklärung und Gesittung mußten wir diesen Sieg wünschen. Und wenn nur Daun jetzt entschlossen vorgeht, so kann Sachsen frei sein, ehe der König herankommt."

„Ich begreife Sie nicht recht, Herr Magister," entgegnete der junge Mann. „Ich habe mich immer vor Ihrer Einsicht gebeugt, aber in diesem Falle kann ich Ihnen nicht beipflichten. Doch streiten wir uns über diesen

Digitized by Google

Punkt nicht, ſind wir doch darin einig, daß die Preußen aus Sachſen verjagt werden müſſen. Aber es iſt die höchſte Zeit, daß dies geſchieht. Hat der König ſich einmal wieder mit ſeinem Bruder in Sachſen vereinigt, dann iſt es zu ſpät. Ich hoffe auch, daß in dieſem Falle Daun ſeine Cunctatorrolle ablegen wird. Kommt er dem König in Eilmärſchen zuvor, dann haben wir gewonnen; denn Heinrich kann ihm nicht Stand halten, zumal wenn ihm von Seiten der Patrioten redlich in die Hände gearbeitet wird. Und das muß geſchehen! Wir dürfen jetzt nicht länger thatlos ſeufzen und auf Erlöſung hoffen, wir müſſen handeln."

„Was meinen Sie denn, lieber Graf, was wir thun ſollen, thun können?" fragte der Magiſter.

„Wir müſſen eine Verſchwörung zu dem Zwecke organiſiren, die Beſatzung Dresdens zu entwaffnen, ſobald die Oeſterreicher vor ſeinen Thoren erſcheinen."

„Der Gedanke iſt eines Patrioten würdig," ſagte der Inſpector; „aber nicht ausführbar wegen der Argusaugen der preußiſchen Polizei. Um Gotteswillen, lieber Graf, laſſen Sie dieſen Gedanken gegen keinen Menſchen weiter laut werden. Der Verrath lauert überall, und wehe Ihnen, wenn Ihr Plan verrathen würde. Geben Sie ihn auf!"

Digitized by Google

„Und was sagen Sie dazu, Magister?“ fragte der Graf.

„Ich bin ganz der Meinung meines alten Freundes. Ich bitte Sie, den Gedanken nicht weiter zu nähren; ich beschwöre Sie, an Ihre edle Mutter zu denken, die das Verderben ihres einzigen Sohnes nicht überleben könnte.“

Der junge Graf schwieg verdrossen.

„Um nicht das Zunächstliegende über dem Fernerliegenden zu vergessen,“ nahm der Gallerie-Inspector nach einer Pause das Wort; „den armen Gefangenen wird jede Minute zur peinlichen Stunde; wir wollen zu Doris gehen.“

„Zu der Malerin?“ fragte der Graf lebhaft; „die ist bei meiner Mutter.“

„Dann suchen wir sie dort auf,“ erklärte der Magister; „die Frau Gräfin wird gewiß unsere Zudringlichkeit durch den Zweck unseres Kommens entschuldigt finden.“

„Sie sind ihr ja immer willkommen,“ sagte der Graf; „kommen Sie, meine Herren, ich begleite Sie. Doch zuvor muß ich mich bei Mutter Cagiorgi nach meinen Schützlingen erkundigen. Mutter“ — redete er die Wirthin an — „war nicht eine kleine Zitherspielerin mit einem blinden Greise hier? Ich hieß sie hierher gehen

Digitized by Google

und Schutz bei Ihnen ſuchen, bis ich käme, ſie abzuholen.“

„Um dieſer willen ſuchen wir eben Doris auf, denn ſie ſind die Gefangenen, von denen wir ſprachen,“ ſagte der Magiſter und erzählte den Vorfall von vorhin.

„So haben ſie ſie doch noch in ihre Klauen bekommen, denen ich ſie ſchon einmal entriß,“ äußerte der Graf, als der Magiſter ſchloß. „Hören Sie, was mir mit dem armen Kinde begegnete. Um etwas Genaues von der Affaire bei Zorndorf zu erfahren, ging ich nach Tiſche in die Weinſtube von Seconda am Altmarkt, wo meiſt preußiſche Offiziere verkehren. Ich fand dort den zwar äußerſt preußiſch-geſinnten, aber ebenſo gelehrten Hauptmann von Archenholtz, mit dem ich öfter bei meiner Mutter zuſammengekommen bin. Zu dieſem ſetzte ich mich und unterhielt mich mit ihm. Wie wir eben in der lebhafteſten Unterhaltung ſind, tritt ein junges, bildſchönes Mädchen mit einer Zither an der Hand eines blinden Greiſes ein und bittet um die Erlaubniß zu ſpielen. Die Erlaubniß ward gern ertheilt, und das Kind ſpielte und ſang zu Aller Ergötzen. Die wundervolle Schönheit des Mädchens noch mehr, als ihre Stimme, zog alle Augen auf ſie. Unter den Gäſten befand ſich auch der Platzmajor von Retzow mit ſeinem geheimen Agenten, dem berüchtigten Menzel. Dieſe Beiden verwandten kein Auge von

Digitized by Google

der lieblichen Erſcheinung. Ich kenne den Major; er iſt ein Don Juan, dem keine Unſchuld heilig iſt, und weiß, daß Menzel ihm ebenſo eifrige Dienſte als Polizei-Agent wie als Kuppler leiſtet. Ich zitterte für das Mädchen und hatte ein wachſames Auge auf die Beiden. Ich ſah, wie ſich Menzel ihnen allmälig näherte, während der Major ſich in das hintere Zimmer zurückzog. Ich konnte nicht umhin aufzuſtehen und mich in die Nähe der Zitherſpielerin zu ſetzen. Da ſah und hörte ich, wie Menzel ihr einen Thaler in die Hand drückte und ſie mit dem Greiſe aufforderte, mit ihm in das hintere Zimmer zu gehen, ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Allein das Mädchen ſchlug die Einladung aus. „Wir können keinen Wein trinken," ſagte ſie; „wenn Er uns aber eine Wohlthat erzeugen will, ſo ſag' Er uns, ob Er nichts von einem Soldaten, Namens Hertwig, weiß." Der Agent that, als ſänne er nach, und erwiederte dann, er könne ſich nicht auf keinen Soldaten dieſes Namens beſinnen. „Wo ſoll er denn her ſein?" fragte er, „und warum fragſt Du nach ihm?" Das Mädchen erzählte nun mit Thränen in den Augen: „Es iſt mein Vater, nach dem ich frage. Er war Steiger auf der Grube Himmelsfürſt bei Freiberg und hatte einen blinden Vater und fünf Kinder zu ernähren. Weil er ein guter Sachſe war, der ſeinen rechtmäßigen Landesherrn liebte, haßte er die Preußen und

konnte dieſen Haß ſchwer verbergen. Einſt ließ er ihn zu laut werden; ein ſchlechter Menſch, der nach ſeiner Stelle trachtete, zeigte ihn an, und eh' wir uns deſſen verſahen, kamen ſechs Mann Preußen bei Nacht und holten meinen Vater aus dem Bette. Meine Mutter und vier Kinder warfen uns ihnen zu Füſſen; allein umſonſt. Mein Vater wurde abgeführt und unter die Soldaten geſteckt. Erſt wurde er in Freiberg einexercirt, dann aber nach Dresden gebracht. Um ihn aufzuſuchen und zugleich meiner Mutter und den Geſchwiſtern Unterhalt zu verſchaffen, nahm ich die Zither und ging mit dem Großvater hierher. Ach, wenn mir nur Jemand Nachricht von meinem Vater gäbe! Die Preußen ſind doch recht hart und grauſam, daß ſie einen Vater von ſeiner Familie wegreißen und dieſe nicht einmal wiſſen laſſen, wo er iſt."

„Kleine, wahre Deine Zunge!" verſetzte Menzel. „Für ſolche Rede könnte ich Dich eigentlich verhaften. Aber ich habe Mitleid mit Dir; ich möchte Dich zu Deinem Vater bringen. Ich werde mich nach ihm erkundigen; komm heute gegen Abend zwiſchen 7 und 8 an die katholiſche Kirche — wenn es möglich iſt, bringe ich Deinen Vater dorthin, oder Dich von dort weg zu ihm."

„Das Mädchen und der Greis ergriffen die Hand des Schurken, benetzten ſie mit Thränen und baten, ſein Wort doch ja wahr zu machen. Als ſie bald darauf ſich

Digitized by Google

zum Fortgehen anschickten, ging ich still voran und wartete draußen auf sie. Ich sagte zu ihnen, sie sollten um keinen Preis dem Mann Gehör geben, der seinen Landesherrn und sein Vaterland schnöde verrathen, denn es sei kein anderer als der Hoch- und Landesverräther Menzel. Als das Mädchen das hörte, rief sie: „O Gott sei Dank, daß Sie uns das gesagt! Der Mann gefiel mir gleich nicht; nun soll er mich gewiß nicht bethören!“ Ich sagte, daß er sie jedenfalls nicht aus dem Garne lassen werde, und bot ihr meinen Schutz an. Ich wollte sie zu meiner Mutter bringen; da ich aber diese im Augenblick von Hause abwesend wußte, auch einen andern dringenden Gang vorhatte, so wies ich meine Schützlinge zur Mutter Cagiorgi, wo sie mich erwarten sollten.“

Eben hatten die Drei das Palais der Gräfin S. erreicht und traten in dasselbe ein.

Digitized by Google

Zweites Capitel.

Die Malerin.

In der Seconda'schen Weinstube am Altmarkt saß am Morgen nach den vorerzählten Vorgängen ein junger Mann ganz allein an einem Tische und las in der Haude'schen Zeitung. Dann und wann sah er an die Uhr, wie Einer, der Jemanden erwartet. Er ging ziemlich stutzerhaft gekleidet und in seinem Gesichte lag etwas Süßliches, Geziertes und zugleich Tückisches, was dem sonst nicht unangenehmen Aeußeren Eintrag that. Als er die Zeitung durchgelesen, trat er an das Fenster und schaute mit der Miene steigender Ungeduld hinaus.

Endlich ward seine Erwartung durch den Eintritt des Polizeiagenten Menzel befriedigt, der straks auf ihn zukam, ihm die Hand reichte und sagte: „Ich habe Sie lange warten lassen, Freund Oesterreich; aber Sie wissen, Herrendienst geht vor Gottesdienst. Nun, wie steht's im

gräflichen Hause? Welche Relation haben Sie mir zu machen? Doch zuerst lassen Sie uns Platz nehmen."

Sie setzten sich abseits von andern Gästen nieder, und nachdem sie sich mit einer Flasche Wein versahen, begann Oesterreich:

„Von dem Complot, mit dem der junge Graf umgeht, habe ich noch nichts Näheres erfahren können. Er mißtraut mir, darum beobachtet er gegen mich ein tiefes Schweigen, wie es sonst nicht in seiner Art liegt. Wahrscheinlich hat ihn der Magister Starke gegen mich eingenommen. Aber ich will schon noch hinter die Geschichte kommen. Etwas Anderes jedoch habe ich Ihnen zu melden. Gestern Abend war die Malerin, die hier nur unter dem Namen Doris bekannt ist, bei der Gräfin. Da kam der Magister Starke mit dem Gallerie-Inspector Riedel in großer Hast und forderten sie auf, sich bei dem Gouverneur für eine kleine Zitherspielerin aus dem Gebirge zu verwenden, die gestern von Ihnen, Herr Commissarius, und drei Grenadieren im Italienischen Dörfchen verhaftet worden sei, weil sie ein Spott- und Schimpflied auf die Preußen gesungen, oder vielmehr weil die Kleine das Unglück gehabt, vor den Augen des Herrn Platzmajors Gnade zu finden."

„Verwünscht!" fiel Menzel ein — „und wie nahm die Malerin die Aufforderung auf?"

Digitized by Google

„Natürlich mit allem Feuer einer so enthusiastischen Nater, wie sie ist, zumal da die Aufforderung von dem Magister, dem geheimen Abgott ihrer Seele, kam. Sie wäre lieber sofort zu dem Gouverneur geeilt, für den sie malt und der ihr Talent bewundert; aber die Zeit war schon zu weit vorgerückt, und so verschob sie ihr Werk bis auf heute Morgen. Deshalb hätte ich gewünscht, Sie eher zu treffen, um Sie zu warnen, bevor der Gouverneur die Geschichte aus dem Munde der Malerin erfährt. Wer weiß, ob sie nicht in diesem Augenblick Audienz bei ihm hat."

Der Agent stand auf und sagte: „Da ist keine Zeit zu verlieren der Intrigue entgegenzuarbeiten. Ich treffe Sie in einer Stunde wieder hier und eile zum Platzmajor." Er warf einen Thaler für den Wein auf den Tisch und verließ das Zimmer.

Eine Stunde später war er in der That wieder da. „Es war wirklich die höchste Zeit, daß ich kam, den Major von der Gefahr zu benachrichtigen, die seinem Abenteuer drohte," meldete Menzel. „Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als Veranstaltung zu treffen, daß die Zitherspielerin mit dem blinden Alten scheinbar zur Stadt hinaus eskortirt würden, in Wahrheit aber an einem nur dem Major und mir bekannten Ort in Sicherheit gebracht. Kaum war dies geschehen, so kam eine Ordre des

Digitized by Google

Gouverneurs, daß die Gefangenen mit Ausnahme des Malers, der bis auf Weiteres in Gewahrsam zu behalten sei, sofort entlassen werden sollten. Ich habe dem Major natürlich nicht verschwiegen, wem er den ihm geleisteten Dienst verdankt. Sie können versichert sein, Oesterreich, daß er all seinen Einfluß aufbieten wird, Sie vortheilhaft zu placiren. Beweisen Sie uns nur ferner Ihre Ergebenheit, namentlich halten Sie ein scharfes Auge auf das, was im gräflichen Hause vorgeht. Aber jetzt sagen Sie mir, was wissen Sie von der Malerin? Kennen Sie sie näher?"

Oesterreich schwieg eine Weile, dann antwortete er: „Ja wohl kenne ich sie."

„Kennen Sie ihre Herkunft, ihren ganzen Namen, ihre eigentlichen Verhältnisse?" fragte Menzel weiter.

„Ich kenne ihre ganze Geschichte," erwiederte Oesterreich; „sie stammt aus meiner Gegend, aus der tiefsten Niedrigkeit. Ihr Vater war ursprünglich Schulmeister in einem der Gräfin S. gehörigen armseligen Dorfe, wurde aber abgesetzt und ergab sich der Wilddieberei. Die Gräfin, oder vielmehr der Magister, der sich für die Dirne interessirte, zog sie aus ihrem Elende und wies ihr Mittel und Wege ihr großes Talent zur Malerei auszubilden. Da hat sie denn solche Fortschritte gemacht,

Digitized by Google

daß sie nach wenig Jahren bereits als eine gesuchte Künstlerin dasteht."

„Das ist in der That zu bewundern," nahm Menzel das Wort. „Wie ich höre, soll die Person auch sehr schön sein, aber auch verteufelt tugendhaft?"

Oesterreich verzerrte sein Gesicht zu einem hämischen Zuge und sagte dann: „Schön ist sie, das muß ihr der Neid lassen, aber von ihrer Tugend wollen wir schweigen."

„So! Ich möchte sie einmal sehen!"

„Dann brauchen Sie nur auf die Bildergallerie zu gehen, wo sie den größten Theil des Tages arbeitet. Gegenwärtig copirt sie die sistinische Madonna für den Gouverneur."

„Neulich war ich mit dem Major oben," sagte Menzel, „aber der grobe Inspector ließ uns nicht in das Zimmer der Madonna. Es arbeite dort eine Person für den Herrn Gouverneur, sagte er, die nicht gestört werden dürfe. Das war also die Doris. Kann man sie denn sonst nirgends sehen?"

„Das wird schwer halten," sagte Oesterreich; „sie lebt äußerst eingezogen in einem meiner Gräfin gehörigen Hause am Judenhofe. Dort hat sie Niemand um sich als eine alte Frau. Kein Mann hat bei ihr Zutritt, ich glaube selbst der Magister nicht. Sie lebt ausschließlich

Digitized by Google

ihrer Kunst und besucht Niemanden als die Gräfin und die Familie des Inspectors Riedel."

„Mischt sie sich nicht in Politik, da sie mit dem Magister und der gräflichen Familie so nahe bekannt ist?"

„Ich glaube nicht; doch kann man nicht wissen."

„Man müßte immer ein Auge auf sie haben," meinte Menzel.

„Das thu' ich schon," sagte Oesterreich; „Argus selbst könnte sie nicht schärfer beobachten als ich. Ich habe guten Grund dazu."

„Sind Sie verliebt in sie?" fragte Menzel.

„Im Gegentheil, ich hasse sie!"

„Hassen — warum?"

„Ich habe guten Grund dazu."

Menzel fixirte den Sprecher. Nach einer Weile lächelte er verschmizt und sagte: „Sie hat Ihnen gewiß einen Korb gegeben."

Oesterreich warf sich geckenhaft in die Brust und versetzte: „Wie können Sie das von mir glauben, Herr Commissarius? Forschen Sie nicht weiter nach der Ursache meines Hasses! Genug, ich hasse dieses Weib und könnte sie vernichten."

„Dann sind Sie der beste Spion für sie, und ich brauch' Ihnen keine Wachsamkeit in Bezug auf sie zu

Digitized by Google

empfehlen," sagte Menzel. „Jetzt sagen Sie mir etwas Näheres über den Magister. Wo ist er her? Was war er früher? Wie kommt er zur Gräfin S.? Und wovon lebt er jetzt?"

„Viel Fragen in einem Athem," versetzte Oesterreich. „Der Magister ist ein geborener Leipziger. Sonst weiß ich nur, daß er Theologie studirt hat und Erzieher des jungen Grafen war. Nachdem er diesen ausgebildet und mit ihm Reisen gemacht hatte, kam er als Hilfsgeistlicher in das Dorf, aus dem Doris stammt — dort hieß sie Dore — später ward er Pastor auf einem Dorfe der Gräfin in der Gegend von Döbeln; aber das Predigen griff seine Brust zu sehr an, und darum legte er seine Stelle nieder. So wenigstens gab er an; ich glaube aber, er that es der Doris zu Liebe, die er als Pastor nicht heirathen könnte."

„Warum?" fragte Menzel.

„Je nun — das hat auch seinen guten Grund," erwiederte Oesterreich. „Lassen wir ihn beiseit — genug, der Magister legte seine schöne Pfarrstelle nieder und zog, seiner geliebten Doris nach, gen' Dresden."

„Aber wie Sie vorhin sagten, darf er sie nicht einmal in ihrer Wohnung besuchen?" warf Menzel ein.

„Das ist des Decorums wegen," antwortete

Digitized by Google

Oesterreich; „sie sehen sich zuweilen bei der Gräfin oder bei Riedel's.“

„Hat der Magister Vermögen, wovon er leben kann?“

„Er hat Antheil an einer Leipziger Großhandlung, die seinem Vater gehörte. Davon bezieht er eine schöne Rente. Sonst treibt er auch Schriftstellerei.“

„Er ist ein Freund Lessing's und Ewald's von Kleist, hat auch selbst einige Oden auf den großen König drucken lassen, danach scheint er nicht in das Horn seines ehemaligen Zöglings zu blasen. Der Platzmajor hat mir auch ausdrücklich befohlen, ihn unbeirrt zu lassen.“

„Und doch ist er auch gefährlich,“ äußerte Oesterreich. „Daß er den großen König bewundert, das ist wahr; aber doch hält er sich zu den sogenannten Patrioten, welche das Ende der preußischen Herrschaft in Sachsen wünschen und diese für Usurpation halten.“

„Man müßte einen Beweis dafür haben, um ihn mit auf die Liste der Verdächtigen zu bringen,“ erklärte Menzel.

„Beweis genug ist sein Umgang mit den enragirten „Patrioten“. Trafen Sie ihn nicht selbst mit bei der Mutter Cagiorgi?“

„Allerdings—ihn und den Gallerie-Inspector; aber beide stehen zu gut bei den preußischen Behörden ange-

Digitized by Google

ſchrieben, als daß man ihnen ohne erhebliche Verdachtsmomente etwas anhaben könnte. Indeß werde ich die Kneipe der Cagiorgi zukünftig ſchärfer überwachen. An dem Maler, den wir dort mitgefangen, haben wir, glaube ich, einen guten Fang gemacht. Er iſt ein Bramarbas; wenn wir ihm einige Tage Dunkelarreſt bei Waſſer und Brod geben, wird er uns beichten, was er weiß, und mehr. Wer weiß, erhalten wir dadurch nicht die Fäden der im Gange ſein ſollenden Verſchwörung in die Hand."

„Das wäre herrlich," ſagte Oeſterreich; „ſehen wir zu; ich meinerſeits werde nicht ermüden, dem Complot auf die Spur zu kommen." —

Wir überlaſſen die Beiden ihrem Geſpräche und wenden uns einer beſſern Geſellſchaft zu. Genau um dieſelbe Stunde treſen wir in dem Rafaelzimmer der Bildergallerie den Magiſter Stark mit dem Inſpector Riedel vor der Staffelei, auf welcher die von Doris bald vollendete Copie der ſiſtiniſchen Madonna ſteht.

„Kann man nicht ſtolz ſein auf eine ſolche Schülerin?" fragte der Inſpector den Magiſter, nachdem ſie die Copie eine Zeit lang geprüft. „Bleibt die Copie in irgend einem weſentlichen Stücke hinter dem Original zurück?"

„Nicht daß ich wüßte," erwiederte der Magiſter, und eine Thräne ſpiegelte ſich in ſeinem Auge.

Digitized by Google

„Ich habe manchen tüchtigen Schüler gebildet," fuhr Riedel fort, „aber keiner hat mir so große Freude gemacht, wie diese Schülerin, die Sie mir zugeführt!"

„O wie danke ich Gott, daß er mich einen so trefflichen Meister für ein so schönes Talent finden ließ! Und wie danke ich Ihnen, daß Sie es so freudig und so herrlich ausgebildet!"

„Der größte Dank gebührt Ihnen, mein Freund, weil Sie diese Perle aus dem Schutt gegraben," versetzte der Inspector. „Ohne Ihre Dazwischenkunft wäre sie wohl in ihrer traurigen Waldhütte verkümmert."

„Dieses Verdienst, wenn es anders eins ist, theile ich mit der Gräfin S.," versetzte der Magister.

„Ihnen gehört der größte und wichtigste Theil," behauptete der Inspector.

„Wie," entgegnete der Magister, „wenn bei dem, was ich für dieses Wesen that, die Schönheit des Weibes eine größere Rolle spielte, als die Größe des Talentes? Wenn ich die Perle darum nur aus dem Schutt herausholte, um sie schön gesäubert und gefaßt mir zuzueignen?"

„Wer möchte Ihnen das verargen, Magister? Ja offen gestanden, lieber Freund, es hat mich schon längst gewundert, daß Sie sich nicht in den vollen Besitz dieser Perle setzten, die sich Ihnen gewiß gern zu Eigen gäbe?"

Digitized by Google

„Glauben Sie?“ fragte der Magiſter und ſah den Inſpector mit leuchtenden Blicken an.

„Man müßte blind und taub ſein, wenn man nicht ſehen wollte, wie Doris nur Augen für Sie hat, ſobald Sie in ihren Geſichtskreis treten, und wenn man die Begeiſterung überhören ſollte, mit der ſie von Ihnen ſpricht.“

„Und doch — Freund, ich will Ihnen ein Geſtändniß machen; ich weiß, ich kann dies vor keiner würdigeren Autorität thun, als vor Ihnen: ich habe Doris um ihre Hand gebeten, und ſie hat ſie mir verweigert —“

„Unmöglich!“ rief der Inſpector.

„Sie hat ſie mir verweigert, ſage ich Ihnen,“ wiederholte der Magiſter. „Wohl glaubte ich aus manchem Zuge mit Sicherheit abnehmen zu dürfen, daß ihr Herz mir gehöre, wie das meine längſt für ſie geſchlagen, ohne daß ich es ſie merken ließ, bis eine einzige große und heilige Stunde meinen Lippen das Geſtändniß vor ihr entlockte und ich ſie bat, den ſchönſten aller Kränze in mein ſtilles Leben zu ſchlingen. Schon glaubte ich an dem Erbeben der ganzen ſüßen Geſtalt, an ihrem Erglühen und dem Wogen ihrer Bruſt, an ihren feuchten Blicken die Vorboten der ſeligſten Erhörung erkennen zu müſſen, als ſie meine Hand mit ſtürmiſcher Haſt an ihren Mund führte und unter ſtrömenden Thränen erklärte, daß ſie

Digitized by Google

mein Weib nicht werden könne, weil sie meiner nicht würdig sei! Vergebens war mein Protestiren gegen diese Behauptung, sie blieb dabei, und ich mußte sie gewähren lassen."

„Wunderliches Wesen!" versetzte der Inspector kopfschüttelnd; „da mag der Teufel daraus klug werden."

In diesem Augenblick ging die Thüre auf und eine Dame schwebte herein. Eine hohe Gestalt von wunderherrlichem Ebenmaß der Formen und untadelhafter Haltung; ein Angesicht vom reinsten Schönheitsadel. Sie mochte den mittleren Zwanzigen angehören. Ein ernster matronenhafter Zug verschmolz sich mit der zarten Jungfräulichkeit ihres Antlitzes. In ein einfaches, doch elegantes Kleid gehüllt, ging sie auf die beiden Fremde zu und sagte sich leicht verneigend mit wohllautender Stimme: „Ich dachte wohl, daß ich Sie hier finden würde. Sie werden begierig sein, den Erfolg meiner Sendung zu erfahren."

„Nun, wie ist er ausgefallen?" fragte der Inspector ihr die Hand reichend.

„Ganz gut," antwortete sie; „der Gouverneur ließ mich sogleich vor und hörte mich äußerst gütig an. Erst billigte er die Arretur der Zitherspielerin und des Malers. Als ich ihm aber das unzurechnungsfähige Alter des Mädchens vorstellte und darauf hindeutete, wie we-

nig es im Geiſte des großen Königs gehandelt ſei, ein ſolches Kind als politiſche Verbrecherin zur Rechenſchaft zu ziehen, rief er im Soldatentone: So mag ſie in Gottes Namen laufen. Sogleich fertigte er die Ordre aus, die Kleine mit ihrem blinden Großvater zu entlaſſen, und ſchickte ſie dem Platzcommandanten. Ich wäre lange ſchon hier, hätte er mich nicht eingeladen, ſeine Gemäldeſammlung mit anzuſehen und über einige neu erſtandene Bilder meine Meinung zu ſagen. Dann erſt entließ er mich mit größter Artigkeit."

Die beiden Männer dankten für ihre erfolgreiche Vermittelung. „So weit wäre Alles gut," ſagte der Magiſter; „aber wir dürfen das nicht genug ſein laſſen. Bei dem Gewerbe, das die Kleine jetzt treibt, iſt ſie doch immer wieder den Nachſtellungen ihrer Feinde ausgeſetzt und kann ſie nur zu leicht doch noch in ihre Schlingen fallen. Wir müſſen ſie dagegen ſicherzuſtellen ſuchen."

„Das beſte Mittel hierzu," meinte der Inſpector, „wäre das von dem jungen Grafen angegebene, nämlich: das junge Mädchen in das Haus der Gräfin Mutter zu bringen und es ganz unter deren Schutz zu ſtellen."

„Die hohe Frau wird es mit Freuden aufnehmen," ſagte Doris — denn das war die Dame; „ſie wird auch die Angehörigen der Kleinen unterſtützen — meinen Sie nicht, Herr Magiſter?"

Digitized by Google

„Gewiß," gab dieser zur Antwort, „gewiß, meine liebe Freundin. Wir wissen ja, wie gern die edle Frau zu solchen Liebeswerken ihre Hand bietet. Ich werde gehen, die Kleine mit ihrem Großvater aufzusuchen, wahrscheinlich sind sie zunächst zur Mutter Cagiorgi gegangen. Finde ich sie, so führe ich sie gleich zur Gräfin."

Doris sah den Magister mit einem Blick an, in dem die innigste Verehrung lag und welcher zugleich zu sagen schien: Du bist doch immer bei der Hand, wenn es gilt einem Unglücklichen beizustehen. Er reichte ihr die Hand und verabschiedete sich. Der Inspector gab ihm das Geleit vor die Thür. „Lassen Sie sie nicht merken, was ich Ihnen vorhin gestanden," bat der Magister den Inspector.

„Ich möchte gern den Brautwerber für Sie bei diesem wunderlichen Mädchenkopf machen," versetzte der Inspector; „weiß ich doch, daß es nur der eigensinnige Kopf, nicht das Herz ist, welches Ihrem Antrage widerstrebt."

„Lassen Sie sie nur," sagte der Magister. „Jedenfalls handelt sie aus einem Grundsatz, den wir ehren müssen, wenn wir ihn auch nicht theilen, vielleicht nicht einmal verstehen. Auf Wiedersehen, mein wackerer Freund!"

Er war noch gar nicht weit gegangen, als ihm der junge Graf S. fast athemlos entgegen kam. „Gut, daß

ich Sie treffe, Magiſter. Hören Sie nur, welch' neues Bubenſtück gegen die kleine Zitherſpielerin ausgeführt worden. Der Major von Retzow muß Wind erhalten haben, daß ein Befehl des Gouverneurs ihm ſeine Beute entwinden ſolle. Noch ehe er dieſen Befehl erhalten haben kann, hat er das Mädchen mit ihrem Großvater fortgebracht — nur aus der Stadt hinaus eskortiren laſſen, heißt es, aber ich bin überzeugt, daß dies blos eine Finte iſt. Ich habe wenigſtens auf dem Wege, den ſie genommen haben ſollen und auf welchem ich ihnen zu Pferde nachſprengte, keine Spur von ihnen entdeckt. Sagen Sie, Herr Magiſter, was iſt da zu thun?"

„Vor allen Dingen," verſetzte der Magiſter, „müſſen wir uns Ruhe anſchaffen, um mit Klarheit überlegen zu können. Kommen Sie mit zur Mutter Cagiorgi, da wollen wir die Sache berathen."

Sie gingen dorthin. Da ſie keine andern Gäſte vorfanden, ſo konnten ſie ganz ungeſtört berathen. Da man aber gar kein Anhalten hatte, wo die Gefangenen hingebracht worden ſein könnten, ſo konnte man zu keinem andern Beſchluß kommen, als zuvörderſt alle möglichen Nachforſchungen nach dem Aufenthaltsort derſelben anzuſtellen.

Digitized by Google

Drittes Capitel.

Eine Verschwörung. Ein Deserteur.

Die kleine Zitherspielerin, die Emma Hertwig hieß, war mit ihrem blinden Großvater in der That aus der Stadt hinaus eskortirt worden. Vor dem Thor aber hatte man sie von einander getrennt, und während man den blinden Greis auf einen Leiterwagen gesetzt, der in der Richtung nach Kesselsdorf und Freiberg fortfuhr, hatte sich Emma in eine verschlossene Kutsche gehoben und in eine ganz andere Richtung weggeführt gefühlt. Anfangs war sie vor Bestürzung fast bewußtlos gewesen. Als sie zu ihrer vollen Besinnung gekommen, hatte sie wahrgenommen, daß sie ganz allein in dem finstern, verdeckten Wagen gewesen. Sie hatte einen Versuch gemacht herauszuspringen, allein sie hatte keinen Schlag öffnen können. Vergebens hatte sie aus Leibeskräften nach Hilfe geschrieen. Eine Zeit lang war der Wagen auf ungepflastertem Wege

gefahren, dann aber hatte sie ihn wieder über ein sehr holperiges Pflaster rasseln fühlen. Endlich war er stehen geblieben; der Kutschenschlag hatte sich geöffnet; ein unbekannter Mann hatte sie herausgehoben und in ein Haus geführt, wo er sie einer behäbig aussehenden, in rauschenden Atlas gekleideten Frau als „ihre neue Pflegetochter" übergeben hatte. Die Frau hatte das arme Kind mit einer salbungsvollen Rede begrüßt und dann auf ein Zimmer gebracht, das ganz nett ausstaffirt war und Emma als Wohnung angewiesen ward.

Hier saß Emma ganz allein gelassen in einem Zustande, der an Betäubung grenzte. Sie wußte nicht, was sie von dem ihr zuletzt Begegneten denken sollte. War sie aus einem Kerker in einen andern gekommen? Und was war aus dem guten Großvater geworden? Wie ein Kerker sah ihr neuer Aufenthaltsort eben nicht aus. Es war ein allerliebstes Stübchen mit schneeweißen, feinen Vorhängen, einem glänzendweiß überzogenen Bette und sonstiger anständiger Ausstattung. Und das sollte ihre Wohnung sein, die Wohnung des armen Bergmannskindes, das bisher nur in der verräucherten Stube eines alten Zechenhauses gewohnt hatte. Aber sie war eingeschlossen — also doch eine Gefangene. Ihr ward bange und mit jeder Minute bänger. Sie mußte bitterlich weinen.

Endlich kam die Frau wieder, die sie empfangen

Digitized by Google

hatte. „Warum weinſt Du denn, liebes Kind?“ redete ſie das Mädchen an; „wenn Du wüßteſt, welches Glück Dir widerfahren, ſo würdeſt Du nicht weinen. Du weißt nicht, auf weſſen Veranſtaltung Du hierher gekommen biſt. Du erinnerſt Dich doch wohl des jungen ſchönen Herrn noch, der Dich geſtern bei Seconda's getroffen und ſpäter zu der Cagiorgi im Italieniſchen Dörfchen gewieſen?“

„O ja,“ erwiederte Emma, ihre Thränen trocknend; „der Herr ſprach ſo liebreich mit mir, es war gewiß ein guter Herr, der es gut mit mir meinte.

„Gewiß,“ betheuerte die Frau; „nun ſieh', dieſer gute Herr hat Deine Befreiung aus der Wache und von dem ſchweren Gericht, das Dir drohte, ausgewirkt und Dich hierher in Sicherheit und Pflege gebracht.“

„Aber warum hat er mich denn von meinem Großvater getrennt?“ wandte Emma ein; „wenn er etwas für mich thun wollte, konnte er mich mit dieſem ein Stück fortfahren laſſen nach meiner Heimath zu.“

„Damit wäre Dir und den Deinigen wenig geholfen geweſen,“ erwiederte die Frau. „Der Herr Graf — denn ein Graf iſt Dein großmüthiger Beſchützer — nimmt einen wärmeren Antheil an Dir, als Du glaubſt; er will Dich einem Gewerbe entreißen, in dem Du leicht untergehen kannſt. Du biſt ſo hübſch und die Welt iſt ſo böſe. Ach, es wäre doch Jammerſchade um ſo ein allerliebſtes

Digitized by Google

Geſchöpf, wenn es in die Schlingen der argen Welt fiele. Vor dieſem Schickſal biſt Du hier nun bewahrt. Hier haſt Du Deine gute Pflege, ich werde Mutterſtelle an Dir vertreten; der Herr Graf wird Dir ſchöne Kleider geben und Dich ausbilden laſſen in Allem, wozu Du Luſt und Talent haſt. Du ſollſt ſo hübſch ſingen; der Herr Graf wird Dir einen Geſang- und Klavierlehrer ſchicken, der Dein muſikaliſches Talent weiter ausbildet."

Die Mienen des jungen Mädchens erheiterten ſich. „Iſt das wahr?" fragte ſie lebhaft — „das wäre herrlich!"

„Du wirſt ſehen," antwortete die Frau.

„Aber was wird aus meinem armen Großvater, was aus meiner Mutter und meinen Geſchwiſtern?" fragte ſie minder traurig werdend.

„O darum ängſtige Dich nicht!" ſagte die Frau. „Deinen Großvater hat der Herr Graf nach Hauſe fahren laſſen, und Deiner Mutter wird er eine Unterſtützung ſchicken, die ſie gegen Noth und Sorgen ſicherſtellt."

„O der gute Herr Graf!" rief das Mädchen.

„Du wirſt hungrig ſein," ſagte die Frau hierauf; „komm' mit auf mein Zimmer, da wollen wir zuſammen frühſtücken."

Emma folgte der Frau in ein Zimmer, das mit einem von ihr noch nie geſehenen Luxus ausgeſtattet war.

Sie mußte ſich an einem mit verſchiedenen kalten Speiſen, wahren Leckerbiſſen für ſie, beſetzten Tiſch niederlaſſen. Die Frau nahm ihr gegenüber Platz und legte ihr vor. Die Art, wie dies geſchah und wie ſie ſonſt mit dem unerfahrenen Kinde umging, war wohl geeignet, deſſen Vertrauen zu gewinnen.

Nach dem Frühſtück erſchien die Schneiderin und nahm Emma das Maß zu neuer Bekleidung, dann ſchloß ihre Pflegerin ein Bibliothekſchränkchen vor ihr auf und lud ſie ein, ſich von den darin aufgeſtellten elegant gebundenen Büchern zum Leſen zu wählen, was ihr beliebte.

Emma nahm ſich Hagedorn's Gedichte, mit welchen ſie die Frau allein ließ.

Zwei Tage ſpäter prangte Emma's ſchöne Geſtalt in Sammt und Seide. Da erſchien zum erſtenmal auch der verheißene Geſang- und Klavierlehrer in der Perſon des Privatſekretärs der Gräfin S., des den Leſern zur Genüge bekannten Oeſterreich. Er begann ſeinen Unterricht an einem guten Silbermann'ſchen Inſtrument; die Silbermann'ſchen Klaviere waren damals die beſten in der Welt.

Der Comfort, den Emma genoß, die Ausbildung, die ihrem Talente gegeben wurde, und die freundliche Behandlung, die ihr von Seiten ihrer Pflegerin, welche eine Witwe Reibold war, zu Theil wurde, ſöhnten ſie bald völ-

Digitized by Google

lig mit einer Lage aus, in die sie so plötzlich wider ihren Willen versetzt wurde. Zwar that es ihr zuweilen, besonders in einsamen Abendstunden, bange nach Mutter und Geschwistern, aber Frau Reibold sorgte durch mancherlei kleine Zerstreuungen dafür, daß dieses Gefühl nicht zu mächtig wurde.

Nach und nach wollte es Emma auch befremden, daß der, dem sie ihre neue glückliche Lage verdankte, sich nicht ein einzigesmal bei ihr sehen ließ. Aber Frau Reibold beschwichtigte ihre Unruhe darüber durch die Versicherung, ihr großmüthiger Beschützer sei durch eine weite Reise, die er habe machen müssen, behindert sie zu besuchen.

Nichts in dem Benehmen der Reibold deutete darauf, daß sie mit ihrer Pflegebefohlenen irgend welche schlimme Absichten habe. Sie wußte sich völlig in das Gewand der Ehrbarkeit zu hüllen. Sie sprach wie ein Theologe von Tugend und Sittsamkeit. Und welche salbungsvolle Sittenpredigt hielt sie dem jungen Mädchen, als sie dahinter kam, daß Oesterreich sich in seine Klavierschülerin verliebt hatte und diese sich durch seine Huldigungen geschmeichelt fühlte. „In Deinen Jahren, mein Kind," sagte sie, „wußte ich noch gar nicht, daß es zweierlei Menschen gab, und hätte mich ein solcher Affe, wie der Klavierlehrer, verliebt angesehen, ich wäre in den finsterſten Winkel gekrochen; hätte er mich vollends gar

auf die Locken geküßt, wie Herr Oesterreich Dich, ich hätte ihm eine Schelle gegeben. Ein junges Mädchen kann nicht zurückhaltend genug sein gegen junge Männer!“

„Also gegen alte braucht man's nicht zu sein?“ wagte Emma naiv einzuwerfen.

„Wenn ein junges Mädchen sich an einen gesetzten Mann anschließt, so kann das nur zu ihrem Besten sein,“ sagte die Reibold. „Ich war sechzehn Jahre alt, da ich mich zum erstenmal verliebte, und meine erste Liebe zählte 45, und war Geheimsekretär im Finanzkollegium und konnte mich heirathen — das war etwas Anderes! Ich bitte Dich, sei auf Deiner Huth! halt' auf Deine Unschuld! Sie ist das höchste Gut!“

Den Klavierlehrer nahm Frau Reibold besonders vor. „Herr Sekretär,“ sagte sie zu ihm, „wenn Sie sich noch einmal eine Freiheit gegen Ihre Schülerin erlauben, so werde ich dem Commissar Anzeige davon machen. Sie wissen, wer sich für dieses Mädchen interessirt, und das ist nicht der Mann, der Andern in seinem Garten naschen läßt.“

Dieser Andere war kein Anderer, als der Major von Retzow. Dieser hütete sich wohl, seinem Opfer sich zu nahen, bevor dasselbe nicht bis zu einem gewissen Punkte darauf vorbereitet war. Dazu sollte eine Schlaraffenerziehung dienen, welche die ihr Unterworfene zu ewi-

Digitized by Google

ger Abhängigkeit verurtheilte — die ihr tausend Bedürfnisse lehrte, ohne die Fähigkeit, sie selbst zu befriedigen. Nur dann und wann sah der Major sein Opfer an einem dritten Orte in einer kleinen Gesellschaft, wobei er sich aber von ihm fern hielt. Doch wußte er dadurch, daß er meist die Unterhaltung und mit großer Gewandtheit führte, Emma's Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nur behutsam und allmälig näherte sich der Verführer dem reizenden Geschöpfe, dessen Schönheit sich täglich mehr entfaltete.

Inzwischen gaben sich Emma's wahre Beschützer alle erdenkliche Mühe, ihren Aufenthalt auszukundschaften. Sie schickten selbst einen Boten nach ihrer Heimath, um sich zu vergewissern, ob sie nicht doch vielleicht dorthin gebracht worden sei. Sie erhielten die Nachricht, daß blos der blinde Großvater dort angekommen, und dieser und die Mutter wegen der Vermißten in der äußersten Unruhe seien. Die Mutter habe sich schon aufmachen wollen, ihr Kind zu suchen, aber sie sei erkrankt und an das Bett gefesselt worden.

Doris, die an dem Schicksale des verschwundenen Mädchens den lebhaftesten Antheil nahm, hätte sich gern an den Gouverneur gewendet, um ihn zu veranlassen, zum Schutz der in arge Hände Gefallenen einzuschreiten. Der Gouverneur von Schmettau war ein sittenstrenger,

durch und durch ehrenhafter Charakter, der auf gute Mannszucht unter der Besatzung hielt und Gewaltthätigkeiten Seiten seiner Untergebenen, mochten sie hoch oder tief stehen, durchaus nicht duldete. Aber wie er so auf die Ehre des preußischen Namens hielt, so litt er auch keine Verdächtigung gegen einen seiner Untergebenen, am wenigsten gegen einen hohen Offizier, welche des Beweises entbehrte. Eine unbewiesene Anklage gegen einen solchen hätte er gewiß mit Entrüstung zurückgewiesen. Das bedachte Doris, und da man für den Verdacht hinsichtlich einer Entführung Emma's durch den Major von Retzow keinen Beweis hatte, so konnte sie es nicht wagen, einen Schritt bei dem Gouverneur zu thun.

Am eifrigsten war anfangs der junge Graf S. wegen seines verschwundenen Schützlings bemüht. Bald aber ward derselbe durch andere Interessen mehr in Anspruch genommen. Feldmarschall Daun hatte mit seiner Heeresmacht die sächsische Grenze am rechten Elbeufer überschritten und dieselbe zwischen der Streitmacht des Prinzen Heinrich in und um Dresden und dem von Schlesien her kommenden Sieger von Zorndorf aufgerollt. Jetzt schien der äußersten Fraction der sächsischen Patrioten in Dresden die Zeit zum Handeln gekommen.

Es war an einem Oktoberabend, als sich in einem großen Zimmer des der Gräfin S. gehörigen Hauses

Digitized by Google

am Judenhofe, in deſſen zweiter Etage die Malerin Doris wohnte, eine Anzahl Männer verſammelte, um über einen Plan zu berathen, welchen der junge Graf S. in Bezug auf das Eingreifen der Patrioten in das Schickſal ihres Vaterlandes entworfen hatte.

Der Plan lautete im Weſentlichen, wie folgt:

1. Jeder der Anweſenden muß auf das Evangelium ſchwören, der Sache des Vaterlandes Gut und Blut zu weihen und zu jeder That bereit zu ſein, durch welche das große Ziel, die Befreiung Sachſens von den Preußen, nach Beſchluß der Majorität der Verſchworenen erſtrebt werde.

2. Jeder Verſchworene wählt in ſeinem Kreiſe eine Schaar herzhafter, patriotiſch geſinnter Männer, welche ſich bereit halten, auf das gegebene Signal an den Poſten zu eilen, der ihnen zur That angewieſen werden wird.

3. Unter den Verſchworenen werden ſechs durch's Loos ernannt, welche die Communication mit dem Generalſtabe des öſterreichiſchen Feldherrn herſtellen und erhalten.

4. Dieſem Generalſtabe wird ein genauer Plan der Befeſtigung und der Stadtanlage Dresdens mit dem Etat der Beſatzung übergeben.

5. Der Thürmer der Kreuzkirche iſt durch eine anſehnliche Summe Geldes zu beſtechen, daß er zwei der

Digitized by Google

Verschworenen zu jeder Stunde der Nacht auf den Thurm läßt.

6. Sobald der Chef der Geschworenen aus dem österreichischen Hauptquartier die Ordre zum Handeln erhält, verfügen sich die Verschworenen auf die ihnen angewiesenen Posten, zwei auf den Kreuzthurm zum Signalisiren durch Leuchtkugeln, die übrigen mit ihren Schaaren an das schwarze und Meißner Thor, um die Besatzungen derselben zu überfallen und gefangen zu nehmen und die Oesterreicher einzulassen.

Dieser Plan ward von der Versammlung mit einigen Modificationen und Zusätzen angenommen und darauf Graf S. zum Chef der Verschworenen ernannt.

Als dies geschehen war, erhob sich der Graf und sprach seinen Dank für das ihm erwiesene Vertrauen aus, das er durch nichts anderes erwiedern könne, als durch das unbedingte Vertrauen auf ihre Vaterlandsliebe, ihren Heldenmuth, ihre Opferfreudigkeit und Verschwiegenheit. Dann ließ er die Versammlung den Schwur auf das Evangelium leisten und die Loose der sechs Boten für die Communication mit dem österreichischen Hauptquartier ziehen. Einer von den Getroffenen mußte sich gleich den folgenden Morgen dorthin begeben und eine Depesche an den Chef des Generalstabes überbringen. Schließlich mußten noch alle Anwesenden feierlich geloben, von der

Digitized by Google

Existenz der Verschwörung gegen Niemanden eine Silbe zu verrathen, selbst denen nicht, die als gute Sachsen bekannt waren, aber von einer Verschwörung nichts wissen mochten. Dahin gehörten der Magister Stark und der Inspector Riedel. Ferner wurde beschlossen, jeden dritten Tag an demselben Orte zusammen zu kommen, aber stets die äußerste Vorsicht zu beobachten, besonders nie in größerer Anzahl zugleich, sondern immer einzeln zu kommen und zu gehen. Zu mehrerer Vorsicht wollte man Würfel und Geld mitbringen, und, sobald sich ein verdächtiges Geräusch an der Hausthür oder im Hause regen sollte, zum Schein ein Spiel entriren, so daß, wenn man ja einen Besuch der Polizei erhielte, die Gesellschaft für einen Spielclubb gelte.

Während diese Vorsichtsmaßregeln beschlossen wurden, ahnte Niemand in der Gesellschaft, wie nahe ihnen die Gefahr der Entdeckung bereits gekommen war. Der mit der Zitherspielerin gefangene Maler hatte, wie der Agent Menzel vorausgesagt, von den Qualen der einsamen Dunkelheit und des Hungers getrieben, an demselben Tage verrathen, daß eine Verschwörung gegen die Preußen in Dresden im Werke sei; daß die Stifter derselben auch ihn zur Betheiligung aufgefordert und daß bereits eine Vorberathung im 1. Stock des Hauses der Gräfin S. um Judenhofe unter der Leitung des jungen Grafen stattgefunden habe.

Digitized by Google

Sofort wurde Menzel beauftragt, dieſes Haus ſcharf in Obacht zu nehmen. Er hatte ſich daher ſogleich mit Oeſterreich in Vernehmen geſetzt und dieſem aufgegeben, genau aufzupaſſen, um welche Stunde der junge Graf Abends das Haus ſeiner Mutter verlaſſen und wann er zurück kommen werde. Er ſelbſt war nach eingebrochener Dunkelheit in die Nähe des Judenhofs gegangen und hatte ſich an der großen Freitreppe des kurfürſtlichen Stallgebäudes, in welchem ſich die Bildergallerie befand, aufgeſtellt. Von da aus hatte er das Haus der Gräfin S. im Auge, ohne ſelbſt leicht geſehen zu werden. Er hatte nach und nach dreißig Perſonen in das Haus gehen ſehen, und ſah gegen Mitternacht ebenſoviel Perſonen dasſelbe einzeln wieder verlaſſen. Zugleich bemerkte er, wie um dieſelbe Zeit in einem der Zimmer, welche von der Malerin Doris bewohnt wurden, und welche bis dahin ohne Licht geweſen waren, ein ſolches ſichtbar ward.

Alſo iſt ſie doch mit bei dem Complot, dachte der Späher am Stallgebäude; das iſt Waſſer auf Oeſterreich's Mühle. Erſt als der letzte von den dreißig nächtlichen Beſuchern des überwachten Hauſes ihm aus dem Geſicht entſchwunden war, verließ Menzel ſeinen Platz und ging langſam nach Hauſe.

Auch Graf Camillo — ſo hieß das uns bekannte Haupt der Verſchworenen mit ſeinem Vornamen — ging

langſam nach ſeiner Wohnung im Palais ſeiner Mutter. Dasſelbe ſtand auf der Seegaſſe nicht fern vom Thor. Er war eben im Begriff, die Hausthür zu öffnen, als aus der nächſten Seitengaſſe ein flüchtiger Schritt, der laut auf dem Pflaſter durch die ſtille Nacht erdröhnte, ſein Ohr traf. Gleich darauf hörte er aus größerer Entfernung den mehrſtimmigen Ruf: „Halt! Halt!“ Er ſchloß zwar auf, blieb aber horchend ſtehen. Im nächſten Augenblicke bog eine Männergeſtalt um die nahe Ecke und flog auf ihn zu. „Um Gottes willen, Herr, retten Sie mich, bergen Sie mich, ſonſt bin ich verloren!“ rief der Mann athemlos, ſchob aber, ohne auf Camillo's Entſchluß zu warten, dieſen beiſeite und ſtürzte in das Haus. Der Graf hörte, wie ſich weitere eilige Tritte der Straße nahten — der Flüchtige konnte möglicherweiſe ein verfolgter Unſchuldiger ſein — Camillo beſann ſich nicht lange, er trat in den Hausflur und ſchloß die Thür ſchnell hinter ſich zu. Er hörte, wie die Tritte draußen näher kamen, er vernahm das Geräuſch von Waffen, und wie rauhe Männerſtimmen fluchten, weil ihnen der Verfolgte entwiſcht war. Sie kamen vor das Haus, ſie klinkten an der Thür, ſie gingen weiter und verſuchten auch an den Nachbarthüren, ob ſie ſich öffneten. Sie waren alle verſchloſſen. Fluchend entfernten ſich die Häſcher.

Wie draußen Alles ſtill geworden war, rief Camillo

den geborgenen Flüchtling an: „Wer seid Ihr, Mann? Und was hab't Ihr verbrochen? Irre ich nicht, so waren Eure Verfolger Soldaten."

„O edler, gütiger Herr," antwortete der Angeredete in der Dunkelheit; „Gott lohne Ihnen tausendmal, daß Sie sich meiner erbarmt und mich meinen Vorfolgern entzogen haben. Ja, es waren preußische Soldaten — aber ich habe nichts verbrochen, was vor Gott ein Verbrechen wäre, und gewiß auch vor Ihnen, wenn Sie ein guter Sachse sind."

„Ob ich das bin!" sagte der Graf; „ich will weiter mit Euch sprechen, wenn ich Euch sehe. Jetzt folgt mir auf mein Zimmer! Reicht mir die Hand, ich will Euch führen."

Der Mann gehorchte und Camillo leitete ihn treppan nach seinem Zimmer. Als er durch den Corridor schritt, der nach demselben führte, sah er in dem Zimmer des Hintergebäudes, wo der Sekretär Oesterreich wohnte, noch Licht und den Kopf desselben im Fenster. „Ich möchte nur wissen, was der Mensch immer zu wachen hat," dachte Camillo; „so oft ich Nachts spät heimkomme, ist auch der fatale Mensch noch auf."

Auf seinem Zimmer angekommen, machte Camillo sogleich Licht. Jetzt beschaute er sich seinen Gast. Es war ein Mann von ungewöhnlicher Körpergröße; ein mittlerer

Digitized by Google

Dreißiger und halb als Soldat, halb bürgerlich gekleidet. „Ihr seid gewiß ein Deserteur," sagte Camillo, nachdem er die Erscheinung geprüft.

„Ja, Euer Gnaden, das bin ich — aber ich wäre es nicht, hätte ich meinem ordentlichen Landesherrn gedient und wäre ich nicht gegen alles Recht und alle Billigkeit von Weib und Kind und Amt hinweggerissen und gezwungen worden, einem Herrn zu dienen, der der Feind meines Herrn und Kurfürsten ist. Wenn Sie ein Sachse, ja wenn Sie nur ein christlich gesinnter Herr sind, werden Sie mich nicht ausliefern."

„Davor seid Ihr sicher, wenn Ihr wirklich nichts anderes verbrochen, als was Ihr sagtet," versicherte der junge Graf. „Jetzt setzt Euch und ruht Euch aus, Ihr werdet wohl müde sein; gern wollte ich Euch auch einen Imbiß geben, aber ich habe keinen bei der Hand und mag jetzt Niemand wecken. Wenn Ihr ein wenig verschmaus't hab't, erzählt Ihr mir Eure Geschichte."

Der Flüchtling setzte sich auf den dargebotenen Sessel und erzählte nach einer Weile:

„Ich bin meines Zeichens ein Bergmann. Wie es bei uns Bergleuten geht, nahm ich mir schon mit 21 Jahren ein Weib und hatte es nicht zu bereuen. Mein Weib war gut und brav und hielt unser Weniges zu Rath, daß wir keinen Mangel litten, obgleich uns der Himmel reich-

Digitized by Google

lich mit Kindern ſegnete. Meine Kinder waren alle geſund und wuchſen heran wie die Tannen. Als ich vollends Steiger auf meiner Grube ward, hatte es gleich gar keine Noth mehr bei uns, und ich war ein glücklicher und zufriedener Mann, bis die Preußen in's Land kamen, den erſten Herrn hinaustrieben und ſelbſt die Herren ſpielten. Da ward ich unwirſch und mißvergnügt. Als nun gar preußiſche Soldaten nach Freiberg kamen und von da aus im Gebirge brandſchatzten und rekrutirten, da wuchs mir der Grimm und ich hatte keinen frohen Tag mehr. Vergebens gab ſich meine gute Frau ſammt meiner älteſten Tochter, die gar ſchmuck und lieblich heranblühte, auch prächtig ſang und die Zither ſpielte, alle mögliche Mühe mich aufzuheitern; ich konnte meines Grolls nicht Meiſter werden. Da geſchah es manchmal, daß ich auf der Grube meinem Herzen vor den Leuten Luft machte und auf die Preußen ordentlich loszog. Dadurch ward mir leichter um's Herz. Ich machte auch ein Liedel auf die Preußen, das ich meine Tochter zur Zither ſingen lehrte. Wenn ich einmal den Kopf recht voll hatte, da durfte ſie nur das Liedel ſingen, und gleich ward mir beſſer zu Muthe. Eines Tages aber wurden auf einer Nachbargrube die zwei tüchtigſten Häuer von den Preußen weggefangen und unter die Soldaten geſteckt. Das war mir zu viel. Zu allen Zeiten waren die Bergleute in

Digitized by Google

Sachſen frei vom Soldatendienſt, jetzt ſollten ſie es auf einmal nicht mehr ſein. Ich ging wüthend über die Unbill auf die Grube und ſprach vor dem Einfahren zu meinen Häuern: „Ihr Leute, wenn ihr das Herz auf dem rechten Fleck hab't, ſo haltet ihr mit mir zuſammen und ſtürzt den erſten preußiſchen Rekrutenſpürhund, der unſerer Grube zu nahe kommt, in den Schacht.“ Alle ſtimmten mir bei. Ich zog nun noch gehörig über das Preußenvolk los und fuhr dann ein. Die andere Nacht darauf wurde ich aus dem Bette geholt. Ein ſchuftiger Kamerad, der mir ſchon lange nach der Stelle getrachtet, hatte mich verrathen. Ein ganzer Trupp Preußen hatte mein Häuschen umzingelt. Trotz der Bitten und Thränen meiner Familie ward ich gebunden und nach Freiberg geführt. Hier exercirten ſie mich oberflächlich ein und führten mich dann nach Pirna zu einem Grenadierbataillon. Nichts erfuhr ich von Weib und Kind; man geſtattete mir nicht einmal an ſie zu ſchreiben. Sie haben wohl noch keine Kinder, gnädiger Herr, daher können Sie ſich keinen Begriff machen, was ein Vaterherz leidet, das auf ſolche Weiſe von den Seinigen geriſſen wird und ſie ohne Verſorger weiß. Als alle Bitten und Vorſtellungen, mich den Meinigen zurückzugeben, geſcheitert waren, als ich die Sorge und den Kummer um ſie und die Sehnſucht nicht mehr ertragen konnte, beſchloß ich zu deſertiren. Heute in aller

Digitized by Google

Frühe führte ich den Entschluß aus. Ich verschaffte mir diesen alten Civilrock und floh bei Tagesanbruch aus der Stadt. Ohne mich umzusehen, floh ich dem Gebirge zu. Von Dippoldiswalde aus nahm ich die Richtung nach dem Tharanter Wald. Durch diesen glaubte ich sicher in die Nähe Freibergs und meine Heimath zu kommen. Aber in dem ungeheuern Walde verlor ich den rechten Weg, ich irrte lange kreuz und quer; endlich kam ich erschöpft von Hunger und Anstrengung nach Tharant. Dort gehe ich, mich etwas zu erfrischen, in das erste beste Haus. Die Bewohner waren gute Leute, die mir freundlich Brod und Butter und Bier reichten. Daran erquickte ich mich. Es muß mich aber ein Späher in das Haus haben gehen sehen; denn auf einmal sah ich Preußen heranrücken und das Haus umstellen. So war ich bald gefangen und wurde nach Dresden gebracht. Eben vor einer halben Stunde kamen wir hier an. Ich sollte auf die Hauptwache im Schlosse geführt werden. Aber in der Wilsdrufer Gasse gelang es mir, mich loszumachen, durch ein Seitengäßchen zu entfliehen und vor meiner Eskorte einen großen Vorschub zu gewinnen. Glücklich erreichte ich die Seegasse und Ihr Haus — Gott sei Dank, daß er Sie gerade in diesem Augenblicke heimführen und das Haus öffnen lassen mußte."

Graf Camillo hatte mit dem lebhaftesten Antheil

zugehört. Jetzt reichte er dem Flüchtling die Hand und ſagte: „Ihr ſeid ein braver Sachſe und ich bin geſinnt wie Ihr. Ich werde Euch zu bergen wiſſen. Ihr erwähntet vorhin Eurer Tochter und ihres Zitherſpiels. Am Ende kenne ich dieſe — heißt ſie nicht Emma und iſt Euer Name nicht Hertwig?“

Der Gefragte bejahete.

„Wunderbares Zuſammentreffen!“ rief Camillo aus. „So habe ich ja den Vater meines vermißten Schützlings unter mein Dach bekommen als Schützling!“ Er erzählte dem geſpannt aufhorchenden Hertwig, wo und unter welchen Umſtänden er deſſen Vater und Tochter kennen gelernt und auf welche räthſelhafte Weiſe letztere verſchwunden ſei. Hertwig ſprang außer ſich empor und mit Händeringen: „O mein Kind! mein herziges, liebes Kind! Fluch und Verderben ſeinem Entführer! — Aber es ſoll ihm nicht gelingen, dieſe Blume zu knicken. Morgen gehe ich aus mein Kind zu ſuchen, und ſoll ich von Haus zu Haus gehen und alle Winkel durchſuchen, ich will mein Kind ſchon finden!“

„Nur gemach, Freund!“ fiel Camillo ein; „bedenket, daß Ihr ein Deſerteur ſeid, und Euch bei Tage gar nicht auf der Straße ſehen laſſen dürfet, ja in den nächſten Tagen überhaupt gar nicht aus dem Verſteck hervorwagen, den ich Euch anweiſen werde. Seid überzeugt,

Digitized by Google

daß von mir und andern Freunden Eurer Tochter alles Mögliche aufgeboten werden wird, sie aufzufinden und zu retten. Jetzt gönnt Euch Ruhe; ich werde Euch an einen Ort bringen, wo Ihr diese in aller Sicherheit genießen könnt. Folget mir!“

Er führte den Flüchtling durch einen langen Gang nach einer Wendeltreppe im Hinterhause, und auf dieser in ein Mansardenzimmer, welches ein Bett und wenig andere Geräthschaften schlichter Art enthielt. Dieses wies er dem Gast als Wohnung mit der Warnung an, sich weder je am Fenster sehen zu lassen, noch aus dem Zimmer heraus zu gehen. Speise und Trank und was er sonst bedürfe, werde ihm durch einen treuen Diener auf sein Zimmer gebracht werden.

Hertwig empfahl sein Kind mit Thränen dem Schutze des Grafen und blieb allein.

Digitized by Google

Viertes Capitel.

Doris und Theophilus.

Doris hatte ihre Copie der sistinischen Madonna vollendet. Der Tag, an welchem sie im Hause des Gouverneurs aufgestellt wurde, war ein Familienfest. Es waren dazu verschiedene militärische und künstlerische Notabilitäten eingeladen, unter ersteren der Major von Retzow, der als ein feiner Kunstkenner galt, unter letzteren der Gallerie-Inspector Riedel. Die ebenfalls geladene Künstlerin war nicht erschienen.

Das Bild ward von den Anwesenden einstimmig als gelungen anerkannt. Alle bedauerten, daß die Künstlerin nicht zum Fest gekommen, insonderheit Diejenigen, die sie noch nie gesehen und jetzt begierig waren, ihre Bekanntschaft zu machen. Darunter befand sich der Major **von Retzow.**

„Je mehr ich das Bild betrachte," sagte er, „desto

mehr brenne ich vor Begierde, ſeine Urheberin kennen zu lernen. Es iſt eine Copie, und eine treue Copie — und dennoch liegt etwas Eigenthümliches darin, was dem Original fehlt. Je länger man das Bild beſchaut, deſto deutlicher tritt einem dieſes Eigenthümliche entgegen, und man wird inne, daß man es mit einem Talent zu thun hat, das nicht zum bloßen Nachbilden geſchaffen iſt, ſondern das ſich eigene ſchöpferiſche Bahnen ſucht."

„Sie haben recht, Herr Major," bezeugte Riedel; „dieſe Copie hat bei aller Treue einen eigenthümlichen, genialen Zug in der Behandlung. An dem ſchöpferiſchen Genius meiner Schülerin habe ich ſchon lange nicht mehr gezweifelt. Hoffentlich macht ſie ſich nunmehr an eine eigene Schöpfung."

„Es iſt in der That ein admirables Talent!" ſagte ein preußiſcher Oberſt; „Schade, daß es keine Preußin iſt!"

„Man ſollte es für Preußen gewinnen," bemerkte Retzow.

„Ich habe der Künſtlerin bereits vorgeſtellt," verſicherte der Gouverneur, „daß ſie in Berlin ein reiches und dankbares Feld finden würde. Allein ſie bezeigte keine Luſt dahin zu überſiedeln."

„Sie ſoll eine heimliche Preußenfeindin ſein," ſagte ein Adjutant des Gouverneurs; „man ſpricht ſogar da-

Digitized by Google

von, daß sie in ihrem Hause geheime Zusammenkünfte der enragirtesten Preußenfeinde hege."

„Das glaube ich nicht," erwiederte der Gouverneur. „Mir scheint die Malerin zu sehr an ihre Kunst hingegeben zu sein, als daß sie sich um Politik kümmere und gar in ein politisches Complot einlassen sollte."

„Wer weiß, ist sie auch eine Sächsin," warf ein Kriegs-Commissar ein. „Man weiß eigentlich gar nicht, woher sie ist und wem sie angehört."

„Ja, es liegt ein Schleier über ihrer Herkunft," bemerkte Graf von Wartensleben, „den vielleicht nur die Gräfin S. zu lüften versteht."

„Oder wohl auch Sie, Herr Inspector," nahm der Major von Retzow das Wort. „Kann man erfahren, was Sie über Herkunft und Vergangenheit Ihrer begabten Schülerin wissen?"

„Ich weiß nur, daß sie aus einem erzgebirgischen Dorfe, hart an der böhmischen Grenze, stammt und daß ihre Jugend in der bittersten Armuth dahingegangen. Erst vor vier Jahren ist sie durch einen Freund von mir und durch die Gräfin aus der Dunkelheit hervorgezogen und mir zur Ausbildung ihres Talentes übergeben worden."

„Vor vier Jahren erst?" fiel der Graf Wartens-

Digitized by Google

leben ein; „dann grenzt es an's Wunderbare, was sie schon leistet.“

Die Gesellschaft verweilte noch bei diesem Gegenstande der Unterhaltung, bis sie zur Tafel gerufen wurde. Nach der Tafel führte der Gouverneur seine Gäste, die vom Wein sehr belebt waren, in eine Abtheilung seiner Gemäldesammlung, die nur Abbildungen berühmter weiblicher Schönheiten enthielt. Als man dieselben alle gemustert hatte, sagte der Gouverneur zu dem Major von Retzow: „Nun, Herr Kamerad, Sie gelten für einen vorzüglichen Schönheitskenner; welcher von allen diesen Schönheiten erkennen Sie den Preis?“

„Es ist allerdings schwer in solchen Dingen ein Urtheil zu fällen,“ versetzte der Major. „Es sind hier einige Gestalten, die mit einander um den Preis der Schönheit ringen, obgleich sie einander im hohen Grade unähnlich sind. Ich weiß wahrlich nicht, soll ich z. B. die Neidschütz, oder die Königsmark, oder diese kleine Operntänzerin vorziehen; jede dieser Gestalten hat ihre ganz eigenthümlichen Reize, freilich auch ihre Mängel!“

„Ei!“ rief der Adjutant; „ich sollte doch meinen, die Königsmark wäre eine vollendete Schönheit, eine Schönheit vom höchsten und reinsten Adel.“

„Aber eine Schönheit des kalten Nordens,“ versetzte Retzow. „Es liegt etwas Nordenhaftes in dieser

weißen und roſigen hohen Jungfrauengeſtalt, und wenn man ſie recht anſieht, liegt die Weiſſagung von dem Schickſal der verſtoßenen Geliebten und der entſagenden Aebtiſſin von Quedlinburg in ihren Zügen."

„Mir gefiele die Neidſchütz auch beſſer," bemerkte ein Huſarenmajor. „Da iſt Feuer und Leben!"

„Aber es fehlt dem Feuer der Adel des Enthuſiasmus," erwiederte Retzow, „dem Leben die Grazie."

„Wer war denn eigentlich dieſe Neidſchütz?" fragte der Kriegs-Commiſſar.

„Die Geliebte des ſächſiſchen Curfürſten Johann Georg IV.," antwortete Retzow; „ein geborenes Fräulein von Neidſchütz, Tochter eines ſächſiſchen Rittmeiſters. Johann Georg verliebte ſich ſchon als angehender Jüngling in ſie. Um ihn von ihr abzuziehen, ſandte ihn ſein Vater an den Rhein zur Reichsarmee. Aber die Entfernung konnte ſeine Leidenſchaft nicht auslöſchen. Nach dem Tode ſeines Vaters zurückgekehrt und zur Regierung gelangt, vermählte er ſich zwar mit der verwitweten Markgräfin von Ansbach, aber ohne die Ehe mit ihr wirklich zu vollziehen. Er empfing die einziehende Braut ſogar an der Seite ſeiner Geliebten, die er nun um ſo leidenſchaftlicher liebte. Er erhob ſie zur Gräfin von Rochlitz und that bereits Schritte, ſie zu ſeiner Gemahlin zu erheben, als ſie an den Kinderblattern ſtarb. Sie verſchied in ſei-

Digitized by Google

nen Armen, und ſo groß war ſeine Liebe, daß er nur ſchwer von der Leiche zu trennen war. Drei Wochen ſpäter folgte er ihr an der nämlichen Krankheit in's Grab."

„Nun was ſagen Sie zu der kleinen Tänzerin?" fragte der Gouverneur. „Iſt ſie nicht lauter Grazie und Schelmerei?"

„Allerdings," verſetzte Retzow; „aber der Schelmerei fehlt zur wahrhaft wohlthuenden Wirkung der ernſte Hintergrund. Der Schelm ſollte als Humor, nicht als Bajazzo auftreten."

„Sie haben ja an Allen etwas auszuſetzen," bemerkte der Kriegs-Commiſſar. „Dadurch bringen Sie ſich ja um jeden reinen Genuß und können nie Befriedigung finden; denn eine Schönheit, die nach Ihren Anforderungen vollkommen wäre, gibt es gar nicht."

„Und doch," verſetzte der Major lebhaft; „ich wollte Ihnen eine Schönheit zeigen, die alle Vorzüge dieſer drei Schönheiten hier in ſich vereinigt."

„Das iſt unmöglich!" riefen mehre Stimmen zugleich.

„Ich verſichere Ihnen, meine Herren," ſagte Retzow, „daß ich ein Mädchen weiß, das den geiſtigen Adel der Königsmark, die lebensvolle ſinnliche Natur der Neidſchütz und die Grazie der Tänzerin in ſich vereinigt. Was gilt die Wette?"

Digitized by Google

„Ich wette meinen Schweißfuchs gegen Ihren Rappen, Kamerad," versetzte der Husarenmajor.

„Wir fügen dazu 50 Flaschen Champagner gegen 10," rief der Kriegs-Commissar im Namen Mehrerer.

„Angenommen!" sagte Retzow. „Doch muß ein unparteiisches Richtercollegium ernannt werden, das zwischen uns entscheidet."

„Aber wir müssen das Mädchen dann auch sehen," sagte der Oberst.

Der Major von Retzow sah den Sprecher etwas betroffen an. „Nein," sagte er dann, „darein willige ich nicht; auch die Richter können das Mädchen selbst nicht zu sehen bekommen."

„Wie sollen sie denn dann entscheiden?" fragte der Husarenmajor.

„Ich lasse das Mädchen malen, und verspreche nur ein ganz treues, in keiner Weise geschmeicheltes Bild den Richtern vorzulegen. Wollen Sie das nicht, so nehme ich die Wette zurück."

Die Gesellschaft willigte nach einigem Hin- und Herreden und verließ dann das Gemäldezimmer. Im Vorzimmer nahm Retzow den Inspector Riedel auf die Seite und fragte ihn nach einem tüchtigen und verschwiegenen Portraitmaler.

„Es gibt der guten Portraitmaler hier mehrere,"

Digitized by Google

ſagte Riedel; „aber ob ihrer Verſchwiegenheit zu trauen iſt, das weiß ich nicht.“

„Was meinen Sie zu der Malerin Doris?“ fragte Retzow; „dieſe würde gewiß ein vorzügliches Bild liefern.“

„Gewiß,“ erwiederte Riedel, „und für ihre Verſchwiegenheit wollte ich bürgen. Sie iſt überhaupt eine verſchloſſene Natur, die ſich eher das Leben nehmen ließe, als ein ihr anvertrautes Geheimniß entreißen.“

„Wollen Sie ſie in meinem Namen erſuchen, das Portrait zu malen? Ich würde ſie in meinem Wagen zu dem Original fahren laſſen.“

„Ich will mit ihr darüber ſprechen und Ihnen morgen ihre Antwort bringen.“

„Gut,“ ſagte der Major und ging mit Riedel der Geſellſchaft nach.

Während dies Alles vorging, ſaß Doris einſam in ihrem Atelier. Sie hatte das ſchöne Haupt in ihre Hand geſtützt und war in tiefes Sinnen verloren. Ihr vergangenes Leben ging an ihrer Seele vorüber. Alles Elend und aller Jammer, die ſie von der Wiege an umgeben hatten, alle ihre Kämpfe und Schmerzen ſtanden lebendig vor ihr, daß ſie in ſich zuſammen ſchauerte. Dieſe Schauer erreichten ihren Gipfelpunkt, wenn ſie bedachte, wie ſie zuletzt in all' dieſem Elend und Jammer zu Grunde hätte

Digitized by Google

gehen müſſen, wenn der Eine nicht in ihren Kreis getreten wäre, der ihr beſſeres Selbſt erkannt, gewürdigt und aus den Banden unwürdiger Verhältniſſe gerettet hatte. Die Geſtalt dieſes Einen erhob ſich dann vor ihrem geiſtigen Auge in der Glorie eines Heilandes, und die Schauer wichen einer ſtillen Seligkeit. Es war ihr, als hörte ſie ſeine liebe Stimme, wie ſie im Abenddunkel mit ihm durch den heimathlichen Wald ſchritt und zum erſtenmal wahre Worte des Lebens vernahm. Dann klang in ihrer Seele das Wort wieder, das er zu ihr geſprochen in einem der ſchwerſten Momente ihres Lebens: „Faſſe nur ein Herz zu mir, du Arme! Denke, dein Heiland ſchicke mich zu dir und rieſe dir durch meinen Mund zu: Komm her zu mir, die du mühſelig und beladen biſt, ich will dich erquicken!“ — O welche Erquickung hatte ſie dann fort und fort durch ihn genoſſen! Wie war ſie durch ihn Schritt für Schritt zu höherer Erkenntniß, zum Bewußtſein ihrer ſittlichen Würde, zum freudigen Streben nach höhern Zielen geleitet worden! Und nun war ſie eine geachtete Künſtlerin durch ihn. Alle Schmach, aller Jammer, alle Schuld lag hinter ihr, vor ihr lag eine freie, lichte, dem Dienſte des Schönen geweihte Zukunft.

Selbſt die blutverwandten Genoſſen ihrer Schmach waren nicht mehr da, ſie an dieſelbe zu erinnern, oder ſie auf ihrer Bahn zu höhern Zielen zu beirren, zu hemmen.

Digitized by Google

Ihr Vater war mit dem Kinde ihrer Schwachheit geſtorben; ſie hatte beide mit Liebe und Treue gepflegt und mit inniger Trauer zur Erde beſtattet. Dann aber hatte ſie ſich ganz an die Kunſt hingegeben und in ihr vollen Troſt gefunden. In der Kunſt leben, heißt in Gott leben; denn die Kunſt iſt ein Strahl aus Gott. Wer in Gott lebt, über den kann der Schmerz um das Weltliche keine Macht haben.

Die treue Hingabe an die Kunſt, die weihevolle Erfaſſung des Göttlichen in ihr, das ernſte Streben nach dem reinen Schönen hatte ihr ganzes Weſen wunderbar gehoben und geläutert, es hatte ihrem Geiſte Klarheit, ihrem Herzen Ruhe, ihrem ganzen Thun Harmonie und Sicherheit verliehen.

Jene Herzensruhe war nur einmal noch erſchüttert worden, und zwar von einer Seite her, der ſie dieſelbe urſprünglich zu danken hatte. Eines Tages hatte ſie ſtillglücklich in ihrem Zimmer geſeſſen. Ihre Seele war bei ihrem Freunde geweſen, den ſie als Pfarrer in einer geſegneten Wirkſamkeit wußte. Sie hatte gebetet, daß Gott ihn ſeinem heiligen Wirken für die Menſchheit recht lange erhalten und zu all' ſeinen Liebesſaaten reiches Gedeihen geben möge. Da war ihre Thür aufgegangen und der Freund ſelbſt hatte vor ihr geſtanden. Er war ſo bleich, ſo angegriffen geweſen, daß ſie erſchrocken. „Ich hielt

es nicht mehr aus," hatte er gesagt, indem er sich erschöpft niedergelassen, „ich mußte zu Ihnen gehen und mich an Ihrem Anblick erquicken." Sie hatte sich neben ihn gesetzt, seine Hand ergriffen und ihn tiefbesorgt angeblickt. „Ja," hatte er wieder gesagt, „Sie haben mich nachgezogen, liebe Freundin. Das Predigen wollte durchaus nicht mehr gehen, es wurde mir täglich schwerer — darum legte ich mein Amt nieder. Eben war ich bei der Gräfin es ihr anzuzeigen; sie hat meinen Entschluß gutgeheißen, und nun will ich hier bleiben bei Ihnen, wenn Sie mich dulden wollen."

„O mein hoher, edler Wohlthäter!" hatte Doris geantwortet, „wie gern will ich Ihnen dienen und Sie pflegen —"

„Wollen Sie?" war er ihr in die Rede gefallen — „o so schlagen Sie ein — werden Sie mein liebes Weib!"

Das hatte Doris freilich nicht erwartet. Sie war ganz verwirrt von dem Antrage. Wohl verehrte, liebte sie den edlen Freund über Alles in der Welt, aber niemals war es ihr in den Sinn gekommen, seine Gattin zu werden. Welch' ein neues, überschwängliches Glück that sich plötzlich vor ihr auf! Sie die Gattin des hohen Menschen, der sie aus tiefster Schmach gerettet, aus öder Finsterniß geführt auf die Höhe des Lichtes, sie die Lebensgenossin, das zweite Ich des Mannes, für den jeder

Digitized by Google

Blutstropfen ihres Herzens glühte! Aber konnte, durfte sie das Götterloos annehmen? durfte sie mit ihrer befleckten Vergangenheit einen Schatten auf sein reines Leben werfen? Am Ende hatte er gar nur um ihretwillen, gar nur um sich die Vermählung mit einer Gefallenen möglich zu machen, sein Amt aufgegeben, ein Amt, das er so segensreich verwaltet, in dem er so viel Gutes gestiftet! Durfte sie ein solches Opfer annehmen? Ihr Inneres gerieth in einen furchtbaren Aufruhr. Es war ein heißer, aber ein kurzer Kampf. Sie war zu seinen Füßen gesunken und hatte gesagt:

„Hier ist mein Platz, o Herr! Ihre Magd darf ich sein, aber nicht Ihr Weib. Ich will Ihnen dienen mit Hingebung meines ganzen Wesens, ich will keinen eigenen Willen haben, ich will nichts sein als ein Werkzeug Ihrer Wünsche, nichts als das schwache Rohr, das der Hauch Ihres Mundes bewegt—aber Ihre Gattin kann ich nicht sein, dieses Glückes bin ich nicht werth."

„Nicht werth?" hatte er darauf erwiedert; „wer könnte wagen, eine aus solchen Kämpfen bewährt hervorgegangene Seele für unwerth zu erklären, die Gattin des edelsten Mannes zu sein? Doris, mit Stolz würde ich Sie meine Gattin nennen, auch wenn Sie nicht die Stelle als Künstlerin erreicht hätten, die sie einnehmen —

Digitized by Google

mit um wie viel größerem Stolz muß ich eine ſolche Künſtlerin mein nennen!“

„Das bin ich noch nicht,“ hatte Doris eingewendet; „ich bin nur erſt eine Schülerin, und wer weiß, ob ich je die Palme der Kunſt erringe. Mein edler Gönner, verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen wehe thun ſollte — aber ich fühle mich ganz beſtimmt nicht würdig Ihre Gattin zu ſein, und gewiß werden Sie nicht in mich dringen, ein Glück zu empfangen, das ich nur mit Beſchämung genießen und das ich im Gefühle meines Unwerthes doch immer als einen Raub betrachten müßte.“

Der Magiſter Theophilus Starke war ſich ganz klein vorgekommen neben dieſer erhabenen Demuth, und hatte nicht den Muth gehabt, ihr einen Einwurf zu machen. Nach einer langen Pauſe hatte er ihr die Hand gereicht. Die ihrige hatte gezittert und die ſeinige hatte gezittert. „Wir wollen als die Alten ſcheiden,“ hatte er geſagt; „ich ehre Ihr Urtheil, wenn ich es auch nicht theile. Vielleicht gewinnen Sie mit der Zeit eine andere Anſicht — ich ſelbſt bleibe unwandelbar der Ihrige.“

Dabei war es geblieben, und ſeitdem war ihr Herz ruhig geweſen wie der Spiegel eines ſtillen Sees. Jetzt ſtrich die Erinnerung an jene Stunde über den Spiegel und kräuſelt ſeine Fläche ein wenig. Da klopfte es an die äußere Thür; ihre Haushälterin trat ein und meldete

Digitized by Google

den Magiſter Starke. Doris ſtand freudig erregt auf und erklärte ſich bereit den Ankömmling zu empfangen.

Theophilus trat ein. Er hatte ſich gewählter gekleidet als gewöhnlich. Doris empfing ihn mit herzlicher Freundlichkeit.

„Ich könnte dieſen Tag nicht vorübergehen laſſen,“ ſagte er, neben ihr Platz nehmend, „ohne Ihnen meine Freude zu bezeugen über das vollkommene Gelingen Ihrer erſten größeren Arbeit. Sie haben Ihre Aufgabe als eine Meiſterin gelöſt.“

„Sie urtheilen mit gewohnter Güte über meine Leiſtung,“ erwiederte ſie; „ich fühle nur zu wohl, wie wenig eine bloße Nachbildung geeignet iſt den Ruf der Meiſterſchaft zu begründen. Laſſen Sie mich erſt ein eigenſtes Werk ſchaffen, dann werden wir ſehen, wie weit ich zur Meiſterſchaft vorgedrungen bin.“

„Riedel war entzückt und ſagte, dieſe Kopie ſei ſo gut wie ein eigenes Werk,“ verſetzte Theophilus. „Ich verſtehe auch etwas von der Malerei,“ fuhr er fort, „und erkenne dieſes Werk als ein Meiſterſtück. Sie aber ſind ungerecht gegen ſich ſelbſt, wenn Sie es nicht dafür erkennen wollen. Oder wollen Sie dies deshalb nicht thun, um den alten Grund zu behalten, auf dem Sie mir eine theure Bitte abſchlugen? Es iſt für mich und für keinen Kenner ein Zweifel mehr, daß Sie die Palme der Kunſt

Digitized by Google

errungen — ich komme jetzt, der Künſtlerin, der echten, wahren Prieſterin im Tempel der Kunſt meine Hand zu bieten. Doris, ewig geliebte Doris, wollen Sie jetzt mein Weib werden?“

„Herr Magiſter!“ ſtammelte Doris verwirrt und rang nach Kraft zum Widerſtande.

„Meine Doris! meine unendlich geliebte Freundin!“ ſprach er, ihre Hand in ſeine beiden Hände nehmend und ihr mit innigem Blicke in die herrlichen Augen ſchauend.

„Laſſen Sie mich, mein edler, verehrter Gönner!“ erwiederte ſie ſich ermannend. „Wir wollen als die Alten von einander ſcheiden,“ ſagten Sie in jener mir unvergeßlichen Stunde, wo Sie mich ſo über alles Erwarten ehrten. Laſſen Sie mich das jetzt wiederholen. Es iſt noch Alles wie damals. Habe ich auch ehrlich danach geſtrebt, Ihrer würdig zu werden, ſo fühle ich doch, daß es mir noch nicht gelungen. Ich fühle auch, daß ich damals recht gehabt, und daß ich des Glückes, das Sie mir bieten, doppelt unwürdig ſein würde, wenn ich trotz dem Gefühle meines Unwerthes es annähme. Hören Sie mich ganz an. Sie haben mich ſelbſt auf den Standpunkt gehoben, von welchem aus ich jetzt meine Vergangenheit und das Leben anſchaue. Ich weiß, daß es keine ewige Schmach, keinen ewigen Fluch der einzelnen Sünde gibt. Ich bin mir freu-

Digitized by Google

dig bewußt, den Flecken meiner Vergangenheit ehrlich abgebüßt und durch einen guten Kampf vor Gott und Menschen auszutilgen gesucht zu haben. Aber die in mir verletzte weibliche Würde ist noch nicht so weit versöhnt, daß ich ohne Gefahr für die höhere Sittlichkeit mir die Ehrenkrone des Weibes aufsetzen könnte. Möglich, daß die vollendete Künstlerin danach greifen darf; aber die bin ich noch nicht, und so lange ich diese nicht bin, kann ich mich nur als Weib beurtheilen. Lassen Sie mich heute ganz offen sein. Sie sind wieder gesund und rüstig geworden, dem Berufe zu folgen, den Sie erwählt und für den Sie so hohe Gaben besitzen. Es wäre ein großer Verlust für die Sache der schönen Menschlichkeit, wenn Sie nicht wieder in Ihr Amt zurückkehren wollten. Wollte ich Ihre Gattin werden, so würde ich Sie daran verhindern, denn die Gattin eines Geistlichen darf keinen Flecken an ihrer Ehre haben."

„Diesen letzten Einwand lasse ich am allerwenigsten gelten," versetzte Theophilus. „Als Christus die Sünderin begnadigte und ihre Huldigung huldvoll aufnahm, gab er seiner Kirche ein Beispiel, wie ganz und rückhaltslos in ihr die Vergebung sein solle. Eine Kirche, die ihren Dienern nicht gestattet, ganz in die Fußstapfen ihres Meisters zu treten, ist von ihm abgefallen und ihr darf ein echter Jünger des Herrn nicht dienen. Meine geliebte

Freundin, ich werde nicht wieder in das geiſtliche Amt zurückkehren; aber ich werde nichtsdeſtoweniger meinem innern Berufe treu, werde ein eifriger Diener Chriſti ſein. Ich werde nur den engen Kreis einer Dorfgemeinde mit der Geſammtheit des deutſchen Volkes vertauſchen — ich werde ein Schriftſteller für das Volk im Dienſte der Humanität werden. Ein ſolcher Schriftſteller, meine hochſinnige Freundin, iſt auch ein Prieſter — ja, wenn er ſeine Aufgabe recht erfaßt hat und ihr mit rechtem Ernſte ſich hingibt, ein größerer, wirkſamerer und beſſerer, weil freierer. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß die Liebe zu Ihnen und die Unmöglichkeit, Sie als Geiſtlicher zu meiner Gattin zu machen, dieſen meinen Entſchluß gezeitigt hat; aber ſpäter oder früher hätte es zu dem doch auch ohnehin kommen müſſen; denn Naturen wie die meine können nicht in einer Stellung bleibend verharren, an die ſich Convenienzen knüpfen, die mit ihrer Uiberzeugung im Widerſpruch ſtehen. Was Ihren erſten Einwand betrifft, ſo muß ich denſelben ſchon ſo lange gelten laſſen, bis Sie ihn in Ihrer Seele überwunden haben. Ich hoffe, daß dies noch geſchieht, und ſo ſtimme ich getroſt in das Wort ein: Wir wollen die Alten bleiben.“

Es war inzwiſchen dunkel geworden und Theophilus ſchickte ſich zum Gehen an, da meldete die Haushälterin den Grafen Camillo von S. Doris wunderte ſich,

Digitized by Google

was der wollte, und bat Theophilus, diesen Besuch mit abzuwarten.

Graf Camillo trat etwas erregt ein. „Ich weiß wohl," sagte er, „daß Sie Herrenbesuch in der Regel nicht gern sehen; aber ich hoffe, meine Sache entschuldigt meine Zudringlichkeit. Ich komme, Sie um ein Asyl für einen Verfolgten anzusprechen. Es ist der Vater der von uns vermißten Zitherspielerin. Derselbe ist vor vierzehn Tagen aus dem preußischen Dienst desertirt, aber wieder eingefangen und in der Nacht nach Dresden gebracht worden. Aber hier gelang es ihm zu entwischen und sich bis zu meiner Hausthür zu retten, wo ich gerade im Aufschließen begriffen war. Ich nahm ihn bei mir auf und habe ihn bis heute verborgen gehalten. Man ist ihm aber auf der Spur. Jedenfalls hat der Sekretär meiner Mutter, Oesterreich, der sich nur zu sehr der Spionerie verdächtig gemacht, etwas von dem versteckten Gast gewittert. Heute wurde von der Commandatur aus bei meiner Mutter angefragt, ob sie einen fremden Mann in ihrem Hause aufgenommen. Man habe Grund zu glauben, daß sich ein Deserteur in dasselbe geflüchtet. Meine Mutter konnte die Frage gut verneinen, weil ich ihr von meinem Gaste nichts gesagt. Aber ich finde doch, daß dieser jetzt in unserm Hause nicht mehr sicher ist. Daher möchte ich ihn heute Nacht ausquartieren; aber ich weiß keinen andern

Ort als hier, bei Ihnen, Mademoiſelle. Sie ſind den Preußen nicht verdächtig, genießen das Vertrauen des Gouverneurs und ſind nicht von Spionen umgeben wie ich. Längſt ſchon habe ich meine Mutter vor dem Oeſterreich gewarnt und ihr gerathen, ihn zu entlaſſen; aber obgleich ſie ihn nicht eben lieb hat, ſo meint ſie doch, ſie bekomme nicht leicht einen brauchbareren Sekretär. Daß er den Spion mache, will ſie nicht glauben, obſchon ich ihr geſagt, daß er ſchon öfters mit dem Schurken Menzel zuſammen geſehen worden."

Es war Doris ſtets unangenehm, wenn in ihrer Gegenwart von dem Manne geſprochen wurde, der ſo eng verbunden war mit der Geſchichte ihrer Schmach. Sie vermied ſtets ſeinen Namen zu nennen, wie mit ihm zuſammenzutreffen, was auch, Dank der zarten Fürſorge der Gräfin, niemals geſchah, auch wenn ſie dieſer einen Beſuch machte. Ohne daher auf den von dem jungen Grafen ausgeſprochenen Verdacht wider Oeſterreich ſich einzulaſſen, erwiederte ſie:

„Ich habe im Hinterhauſe ein kleines Stübchen. Da könnte Ihr Schützling ganz verborgen leben. Mir ſoll er willkommen ſein."

„Ich dachte mir, daß Sie meine Bitte erfüllen würden," ſagte der Graf; „denn Sie ſind immer zu hilfreicher That bereit. Ich werde demnach heute Abend mei-

nen Gaſt in unſerm Wagen zu Ihnen ſchicken, und Sie werden ſo gut ſein, ihm ſein Aſyl anzuweiſen.“

„Haben Sie noch keine Spur von der kleinen Zitherſpielerin?“ fragte der Magiſter hierauf den Grafen.

„Nicht die mindeſte,“ verſetzte dieſer, „obgleich ich jetzt eine ganze Schaar von Kundſchaftern unterhalte. Es ſcheint mir faſt, als ſei das Mädchen doch von hier fortgebracht worden. Sie haben doch auch noch keine Spur aufgefunden?“

Der Magiſter mußte verneinen.

„Mich dauert, außer dem Kinde ſelbſt, der arme Vater, der in Angſt um daſſelbe vergehen will,“ nahm der Graf wieder das Wort. „Ich bitte Sie recht ſehr, Mademoiſelle, ihn recht zu hüten, daß er nicht in der Angſt des Vaterherzens einen dummen Streich macht. Er wollte ſchon einmal fortgehen, ſich den Preußen ſtellen, und wenn er wieder Waffen habe, den Major von Retzow auf der Parade niederſchießen, um ſein Kind vor der Verführung zu ſchützen. Ich hatte Mühe, ihn von dieſem Vorſatz zurückzubringen. Bieten Sie ja Alles auf, ihn zu beruhigen und vor ſolchen Gedanken zu bewahren. Vielleicht hat dieſer Retzow ſeine Rolle hier bald ausgeſpielt. Wie jetzt die Sachen auf dem Kriegstheater ſtehen, kann die preußiſche Herrſchaft in Sachſen nicht vierzehn Tage mehr dauern. Feldmarſchall Daun berei-

tet ſich zu einem Schlage gegen Friedrich vor, und hier in Dresden — doch das gehört nicht hierher. Genug, wir ſtehen am Vorabend eines Umſchwungs der Dinge, der auch unſerm kleinen Schützling ſeine Freiheit geben wird, wenn es uns nicht vorher gelingen ſollte, ihn ausfindig zu machen und den Händen ſeines Verführers zu entreißen.“

Der Graf verabſchiedete ſich mit Theophilus von der Malerin, und beide gingen zu der Gräfin Mutter.

Digitized by Google

Fünftes Capitel.

Das belauschte Geheimniß.

Der wiederholte Antrag ihres verehrten Gönners hatte Doris doch tiefer erregt, als sie es ihn hatte merken lassen. Als er von ihr fortgewesen, hatte ihr Herz sich aufgebäumt gegen die Vernunft, die ihren vorigen Ausspruch dictirte. Dieses Herz gehörte ihm ja ganz, es schlug einzig nur für ihn. Den Einwand, den sie ihm zuletzt entgegen gehalten und der ihr stärkster gewesen, hatte er vollständig überwunden; sie mußte ihm zu der neuen Berufswahl mit vollster Ueberzeugung Glück wünschen. Mit ihrem hohen Vernunftsinn erfaßte sie sofort die ganze Bedeutung des Schriftstellerthums, erkannte sie dessen priesterliche Würde. Sie lebte ja im Glanz der Morgenröthe, die damals am geistigen Himmel Deutschlands aufgegangen war, den Tag zu bringen, den wir, die wir nach ihr gekommen, in seiner Glorie erlebt. Wer

ſonſt als die Schriftſteller Deutſchlands hatte dieſes Morgenroth heraufgeführt? Die Wieland, Herder, Leſſing, Klopſtock u. a. waren die Hohenprieſter, welche der Vernuft und der ſchönen Menſchlichkeit den Sieg errangen über verknöcherte Satzungen, Formenzwang und Unnatur. Im Bunde mit ſolchen Geiſtern zu wirken, es war bei Gott mehr werth als von der Kanzel herab gerade ſoviel Licht und Wahrheit zu verkünden, als die Weisheit eines Conſiſtoriums für gut fand.

Und wie ſchön vereinigte ſich das Wirken der Malerin mit dem des Schriftſtellers! Wie konnten beide, im innigſten Bunde mit einander, ſich gegenſeitig fördern, ermuntern, geiſtig nähren! Doris verſetzte ſich im Geiſte in ein ſolches beglückendes, fruchtbringendes Zuſammenleben. Und ihr Herz ſchlug höher und wollte faſt ſpringen unter dem Einfluß der ſeligen Bilder, welche an ihr vorüberzogen. Aber nein! nein! es kann nicht ſein! rief die Vernunft; es kann nicht ſein, ſo lange ich nicht etwas gethan, was mich eines ſolchen Glückes würdig macht. Ich muß ſtreben, muß ſchaffen — vielleicht läßt der Himmel mich dieſes Glück verdienen!

Am ſpäten Abend war ihr neuer Hausbewohner und Schützling angekommen. Die Sorge für dieſen hatte ſie von ihren Gedanken etwas abgezogen; aber am folgenden Morgen waren ſie um ſo lebendiger wieder er-

Digitized by Google

wacht. Jetzt, in den ersten Vormittagsstunden war sie in einer höher als je gehobenen Stimmung. Sie war erfüllt von dem Bewußtsein, gestern wie das erstemal, da Theophilus ihr seinen Antrag gemacht, das Rechte gethan zu haben; aber sie war eben so voll der Hoffnung, daß sie das ihr gebotene Glück noch erringen werde. Sie fühlte sich wie noch nie zu eigenem Schaffen angeregt und ermuthigt. „Ich will etwas schaffen," sprach sie mit begeisterten Mienen, „was die Schmach meiner Jugend auf ewig austilgt, was mich den besten meines Geschlechtes gleichstellt. Schon keimt es in meiner Seele, schon gewinnt es Gestalt und Leben — mir ist, als dürfe ich es nur herausheben und auf die Leinwand versetzen!"

Sie ging einigemale in ihrem Arbeitszimmer hocherregt auf und ab und setzte sich dann an ihren Zeichentisch. Mit kühner Hand zeichnete sie die Umrisse einer Gestaltengruppe auf einen Bogen Papier. Die Freude der Befriedigung glänzte auf ihrem Antlitz, als sie diesen rohen Entwurf fertig hatte. Sie lehnte sich dann auf ihrem Sessel zurück und sann nach. Dann erhob sie sich, nahm ein aufgespanntes Stück Leinwand, holte Pinsel und Palette und begann einen Kopf zu malen. Allmälig entstand unter ihren Händen ein goldlockiger jugendlicher Mädchenkopf. Der Kopf war schön, aber er genügte der Malerin nicht. Sie warf den Pinsel hin und stand auf.

Digitized by Google

„Die Geſtalt lebte ſo greifbar in meinem Geiſte, und nun entwiſcht ſie mir unter den Händen!“ klagte ſie. Sie ging im Zimmer auf und ab. „Jetzt hab' ich es wieder, das Himmelsgebilde — ſchnell, eh' es mir wieder entſchwindet!“ —

Man ſah es ihr an, wie ihre Einbildungskraft auf's Höchſte angeſpannt war, und wie ſie ſich anſtrengte, das Bild ihrer Seele feſtzuhalten. Sie ſetzte ſich wieder, aber ſtatt der Leinwand ergriff ſie Papier und malte mit Waſſerfarben. Aber auch mit der neuen Geſtalt war ſie nicht zufriedener wie mit der erſten. „Es geht nicht!“ ſagte ſie traurig ſich erhebend, und ſchritt wieder nachdenklich auf und ab.

Da klopfte es draußen. Mißmuthig über die Störung rief ſie: „Herein!“ Die Thür öffnete ſich und der Gallerie-Inſpector Riedel trat ein.

Gleich war ſie wieder heiter. Ohne ſeinen Gruß abzuwarten, eilte ſie auf ihn zu, reichte ihm die Hand und ließ ihn herzlich willkommen. Wie ſie ihn nach ihrem Sofa leitete, fiel ſein Blick auf das eben gemalte Bild. Er blieb ſtehen und betrachtete es genauer.

„Ein ſchöner Kopf,“ ſagte er; „nur ſchade, daß ihm das wahre Leben fehlt; man ſieht, es iſt reines Phantaſiegebilde!“

„Mir kam gerade eine Idee zu einer eigenen Schö-

Digitized by Google

pfung," ſagte ſie; „die Geſtalten lebten ſo klar und plaſtiſch in meiner Seele, aber als ich die Hauptfigur, die Trägerin der ganzen Idee, auf die Leinwand, dann auf das Papier bringen wollte, verſchwamm ſie mir unter den Händen."

„Wer wird auch rein aus der Phantaſie ſchaffen wollen!" verſetzte Riedel; „da werden Sie nie lebenswahre Geſtalten, nie Geſtalten von Fleiſch und Blut hervorbringen! Bedenken Sie, daß auch der göttliche Rafael zu ſeiner Himmelskönigin ein irdiſches Weib als Modell brauchte."

„Er war ſo glücklich, ein Weib zu finden, das ſeinem Ideal entſprach," bemerkte Doris. „So glücklich werde ich wohl nie ſein; denn ein Weſen, wie es als Heldin meiner Idee in meiner Seele lebte, wird ſchwerlich auf Erden zu finden ſein."

„Wer weiß," ſagte Riedel; „ſuchet, ſo werdet ihr finden. Wirklich einmal muß ein Weſen vorhanden geweſen ſein, wie es ſich in Ihrer Phantaſie geſtaltet hat. Denn die Phantaſie kann kein Bild hervorbringen, das nicht urſprünglich in der Natur exiſtirte. Und was einmal exiſtirte, kann wieder und wieder exiſtiren. Fänden Sie aber das Urbild Ihres Phantaſiegebildes nirgends wieder, ſo müßten Sie den vorliegenden Stoff verwerfen. Das iſt das Grundgeſetz künſtleriſchen Schaffens: Der

Geiſt muß die Idee des Kunſtwerkes frei aus ſich gebären, aber die Geſtalten, durch die er die Idee im Kunſtwerk darſtellen will, müſſen aus der Natur genommen werden."

„Ich fühle, daß Sie recht haben," erwiederte Doris; „aber das Suchen, das Sie mir rathen, iſt für Frauen nicht leicht. Männer können überall hin, ſich überall umſehen und nach Modellen ſuchen, ein Frauenzimmer iſt auf einen ſehr kleinen Kreis eingeſchränkt."

„Tragen Sie vor der Hand Ihre Idee recht aus," rieth Riedel; „oft findet man ungeſucht, was man braucht. Jetzt laſſen Sie mich einen ſonderbaren Auftrag ausrichten."

Er erzählte, welche Wette geſtern bei dem Gouverneur zwiſchen dem Major von Retzow und verſchiedenen anderen Offizieren gemacht worden, und wie Retzow ihn beauftragt habe, Doris zum Malen des verſprochenen Portraits zu gewinnen. „Ich konnte dem Major dieſen Auftrag nicht gut abſchlagen," fügte Riedel hinzu; „denn ich habe doppelt Urſache, dieſe preußiſchen Herren bei freundlicher Geſinnung zu erhalten, einmal der mir anvertrauten Bilderſchätze wegen, damit dieſelben, wenn einmal etwas Stürmiſches hier vorgehen ſollte, Schutz finden, und dann um nicht als preußenfeindlich verdächtig und dadurch ſchon jetzt behindert zu werden, für die Erhal-

Digitized by Google

tung dieſer Schätze Sorge zu tragen. Hatte Prinz Heinrich doch große Luſt die Holbein'ſche Madonna, dieſe zweite Perle unſerer Gallerie, nach Berlin zu ſchaffen, und konnte ich nur durch meinen Einfluß beim Gouverneur dieſen Verluſt für uns verhindern. Jetzt bitte ich Sie im Intereſſe der Gallerie dem Wunſche des Major Retzow nachzukommen."

„Ich geſtehe," antwortete Doris, „daß mir der Handel ſehr zuwider iſt. Aber mir fällt etwas ein. Hat man nicht den Major in Verdacht, daß er die Zitherſpielerin entführt hat und irgendwo verſteckt hält? Kann das ſchöne Weſen, das ich malen ſoll, nicht das arme Bergmannskind ſein?"

„Bei Gott! daran habe ich nicht gedacht," ſagte Riedel. „Wenn es ſo wäre, erhielten wir ja gleich eine Spur von der vergebens Geſuchten."

„Um des willen könnte ich mich dem Auftrage unterziehen," ſagte Doris.

„Es ſollte mich aber doch wundern," bemerkte Riedel, „wenn der Major nicht bedacht haben ſollte, daß er auf dieſe Weiſe ſeine Beute der Gefahr einer Entdeckung ausſetzt."

„Wahrſcheinlich weiß er gar nicht, daß ich an der Geſchichte irgend ein Intereſſe habe," erwiederte Doris.

„Jedenfalls muß man ſehen, ob unſere Vermuthung zutrifft.“

„Ich kann Ihnen natürlich nur rathen, dies zu thun,“ ſagte Riedel, „und Sie beſtimmen mir Tag und Stunde, wenn der Major Sie zu Ihrem Werke abholen laſſen kann?“

„Dies kann Morgen Vormittag von neun Uhr an geſchehen,“ erklärte Doris.

„Gut!“ ſagte Riedel; „ich werde dies dem Major melden.“

„Haben Sie dem Herrn Magiſter ſchon von der Sache geſagt?“ fragte Doris mit leiſem Erröthen.

„Nein,“ antwortete Riedel; „wünſchen Sie, daß ich ihn davon in Kenntniß ſetze?“

Doris ſann eine Weile nach, dann ſagte ſie: „Es wäre vielleicht gut, wenn er darum wüßte.“

„So werde ich's ihm ſagen,“ erwiederte Riedel.

Es wurde noch Einiges geſprochen, was für unſere Geſchichte keine Bedeutung hat. Riedel begab ſich hierauf geraden Weges zu dem Major, der ſeine Wohnung in dem Palais des Grafen Brühl aufgeſchlagen hatte.

Am Nachmittage deſſelben Tages trafen ſich der geheime Agent Menzel und der Sekretär Oeſterreich in der Seconda'ſchen Weinſtube.

„Ich habe einen Auftrag für Sie,“ ſagte Menzel

nach der gegenseitigen Begrüßung. „Der Platzmajor hat Sie zu einer nicht ganz leichten Mission ersehen. Er hat gestern in der Weinlaune eine Wette eingegangen, die ihn zwingt, sein kleines Schätzchen malen zu lassen. Dabei hat er gar nicht bedacht, daß dadurch sein Geheimniß leicht verrathen werden kann, zumal, da die Malerin Doris das Bild malen soll!“

„Was?“ fiel der Sekretär ein; „diese Verbündete des jungen Grafen und des Magisters, die sich Alle nur erdenkliche Mühe gegeben, die Spur des schönen Kindes aufzufinden?“

„Ich machte den Major gleich auf die Gefahr aufmerksam, als er mir die Geschichte mittheilte. Er wußte aber gleich ein Auskunftsmittel, der Gefahr vorzubeugen. Die Malerin soll mit verbundenen Augen in seinem Wagen an Ort und Stelle gebracht, und ihr die Binde erst in dem Zimmer abgenommen werden, wo ihr das Mädchen sitzt.“

„Das ist gut,“ versetzte Oesterreich; „aber wird es genügen? Kann die Malerin nicht doch von der Kleinen erfahren, wer sie ist und was ihr widerfahren, und kann jene nicht dann dem Gouverneur, bei dem sie einen so guten Stand hat, Anzeige machen, daß sich das Mädchen in der Gewalt des Majors befindet?“

„Auch dagegen soll Vorkehrung getroffen werden,“

erklärte Menzel; „die Malerin muß ſchwören, daß ſie mit dem Mädchen nichts über deren perſönliche Verhältniſſe ſprechen, und von dem, was ſie etwa zufällig von ihr erfahren und was ſie ſehen ſollte, keinem Menſchen etwas ſagen will.“

„Das iſt etwas anderes,“ meinte Oeſterreich. „Aber was ſoll ich bei dieſer abenteuerlichen Geſchichte?“

„Sie ſollen die Malerin begleiten und nicht aus den Augen laſſen.“

„Ich? wie ſoll das gehen? Glauben Sie, ſie wird mit mir gehen? ſich von mir die Augen verbinden laſſen?“

„Das beſorge ich. Mich kennt ſie nicht. Sobald die Augen verbunden ſind, führe ich ſie nach dem Wagen, in dem Sie ſie zu erwarten haben. Sie haben kein Wort mit ihr zu ſprechen. Wenn Sie bei Reibold angelangt ſind, übergeben Sie dieſer die Malerin. Die Reibold wird ſie auf das Zimmer führen, wo ſie ihr Werk treiben ſoll. Sie ſelbſt werden in ein anſtoßendes Kabinet gebracht, von welchem aus Sie durch ein Fenſterchen die Scene genau beobachten können.“

„Wenn ſich aber nun überhaupt die Malerin weigert, ſich die Augen verbinden zu laſſen?“ warf Oeſterreich ein.

„Dann werde ich ſie durch ein Schreckmittel zwin-

gen," versetzte Menzel. „Wir wissen zwar noch blutwenig über die geheimen Zusammenkünfte in ihrem Hause; als ich die Gesellschaft neulich abfassen wollte, fand ich sie beim Würfelspiel, und eine Durchsuchung des Locals nach Schriften hatte nicht das geringste Resultat; aber das schadet nichts, ich werde der Malerin doch ganz dreist sagen, man sei einem Complot auf der Spur, das in ihrem Hause unter Vorsitz des jungen Grafen S. seinen Herd habe, und wenn sie sich weigere dem Willen des Majors zu gehorchen, werde dieser die allerstrengsten Maßregeln wider die Complotanten ergreifen."

„Das könnte sie wohl einschüchtern," sagte Oesterreich; „nun gut, sehen wir zu; ich bin bereit, die Mission zu übernehmen."

„Morgen früh vor 9 Uhr werde ich Sie abholen," erklärte Menzel. „Das wäre also abgemacht. Jetzt zu etwas Anderem. Wissen Sie noch nichts Näheres über den geheimen Gast im gräflichen Hause? Existirt wirklich ein solcher und ist er der entwischte Deserteur oder nicht?"

„Ich habe Alles aufgeboten, hinter das Geheimniß zu kommen," versetzte Oesterreich. „Daß Jemand in jener Nacht mit dem Grafen heimgekommen, das weiß ich; ich weiß auch, daß Jemand in der sonst unbewohnten Dachstube sich aufgehalten und durch den alten Bedienten Johann mit Speise und Trank versehen worden, wie

ich Ihnen gehörig gemeldet. Aber seit ein paar Tagen habe ich vergebens an der Thür jener Stube gelauscht und vergebens dem Bedienten aufgelauert; es ist nichts Verdächtiges mehr zu sehen noch zu hören."

„Dann hat man den Flüchtling fortgeschafft," meinte Menzel; „daran ist nichts Schuld, als die Bedenklichkeit des Commandanten, die Gräfin S. geradezu mit einer Haussuchung zu überraschen, weil sie eine Verehrerin seines Königs und keine offene Preußenfeindin ist. Im Vertrauen auf ihre Ehrlichkeit hat er bei ihr anfragen lassen, ob sie den Deserteur beherberge. Sie hat die Frage verneint, was sie wahrscheinlich auch mit gutem Gewissen konnte, da ihr Sohn sich wohl gehütet haben wird ihr von seinem verfolgten Gaste etwas zu sagen. Die Anfrage aber wird er wohl erfahren und, dadurch gewarnt, seinen Schützling entfernt haben."

„So mag es wohl sein," sagte Oesterreich; „nun habe ich mir auch Mühe gegeben und mich selbst verdächtig gemacht bei dem jungen Grafen, daß meine Stellung im gräflichen Hause eine doppelt unangenehme und schwierige geworden!"

„Sie müssen doch noch eine Zeit lang dort aushalten," ermahnte Menzel; „treten Sie jetzt nur recht behutsam auf. Den Deserteur überlassen Sie jetzt mir allein. Ein sonderbares Spiel ist es doch, daß wir jetzt

Digitized by Google

ebenso eifrig nach dem Vater suchen, wie unsere Gegner nach der Tochter, und daß wir die Tochter in der Gewalt haben, während jene vermuthlich den Vater versteckt halten — denn es hat sich nach den Mittheilungen des Pirnaischen Commandanten herausgestellt, daß unser Deserteur kein anderer ist, als der Vater unserer Zitherspielerin."

„Wirklich? Das ist in der That ein merkwürdiges Spiel!" bemerkte Oesterreich.

Die Beiden wurden jetzt durch den Eintritt des Majors von Retzow unterbrochen, der im Vorbeigehen dem Agenten Menzel winkte ihm in das hintere Zimmer zu folgen — ein Wink, dem Menzel ohne Säumen gehorchte. Der Sekräter verließ die Weinstube, um sich nach Hause zu begeben.

Als er sich nach seinem Zimmer verfügen wollte, sah er den Grafen Camillo mit einem Herrn durch den Corridor hastig nach des Ersteren Gemächern schreiten. So viel er nach dem flüchtigen Anblick hatte wahrnehmen können, war der Andere einer von Denen, welche er im Verdachte des geheimen Complots mit dem Grafen hatte. Er ging schnell auf sein Zimmer, zog die Stiefel aus, fuhr in ein Paar Filzschuhe und schlich sich nach dem Gemach, in welches jene Beiden getreten waren. Dort kroch er in ein Kamin, wo er durch das Ofenloch leicht

Digitized by Google

hören konnte, was jene ſprachen, vorausgeſetzt, daß ſie laut redeten.

Camillo's Begleiter war wirklich einer der Verſchworenen, und zwar einer von den ſechs durch das Loos zu Botſchaftern mit dem öſterreichiſchen Hauptquartier Erwählten.

„Nun, welche Botſchaft bringen Sie, Krüger?“ fragte der Graf, nachdem er mit ſeinem Gaſte Platz genommen.

„Sind wir ſicher vor Belauſchung?“ gegenfragte der Genannte.

„Hier immer,“ verſicherte Camillo. „Indeß, um uns ganz zu vergewiſſern, will ich einmal ſehen, ob der Sekräter zu Hauſe iſt.“ Er ging hinaus durch den Corridor nach dem Zimmer des Sekretärs. Es war verſchloſſen. Befriedigt ging Camillo nach ſeinem Zimmer zurück. Das Kamin zu unterſuchen, kam ihm nicht in den Sinn.

„Alles gut,“ ſagte er zu ſeinem Genoſſen tretend; „der Einzige, den wir in dieſem Hauſe zu fürchten hätten, iſt nicht da. Sprechen Sie ohne Scheu.“

„Die Stunde der Entſcheidung naht,“ berichtete Krüger; „die Eröffnungen, die ich dem Feldmarſchall machte, haben ihn bewogen das Zaudern aufzugeben. Er will, auf unſere Operation in Dresden zählend, den Prin-

zen Heinrich überfallen und vernichten, ein Corps in unſere Neuſtadt werfen und von da aus die Preußen aus der Altſtadt vertreiben. Wir ſollen uns auf den 12. October bereit halten."

„Das wären noch acht Tage," verſetzte Graf Camillo; „noch eine lange Friſt für die Ungeduld der Patrioten und die Kampfluſt unſerer Leute."

„Auf wie viel können wir zählen?" fragte Krüger.

„Auf 950," ſagte Camillo; „lauter handfeſte, gutgeſinnte Männer aus dem Handwerkerſtande. Wir hätten ihrer leicht mehr gewinnen können, aber dieſe Zahl genügt zu dem Handſtreiche vollkommen, und die Gefahr der Entdeckung wächſt in geometriſchem Verhältniß mit der Zahl der Geworbenen."

„Das iſt wahr," bemerkte Krüger, „und bleibt es bei dem projectirten Streich auf das ſchwarze und Meißner Thor?"

„Dabei bleibt es," verſetzte der Graf; „ein inzwiſchen aufgetauchter Plan, das Zeughaus zu nehmen, iſt verworfen worden. Wenn in dem Moment, wo auf dem linken Elbeufer Daun den Prinzen Heinrich überfällt, auf dem rechten die Neuſtadt durch Uiberrumpelung genommen wird, kann ſich die Beſatzung der Altſtadt nicht mehr halten; entweder muß ſie dem Prinzen zu Hilfe

eilen, und dann ist die Stadt ohne Schwertstreich unser, oder sie bleibt und muß capituliren."

„Wie wird es nun mit dem Sammeln zum Handstreiche gehalten?" fragte Krüger.

„Wir Verschworenen versammeln uns den 10. October Abends in unserm gewohnten Local am Judenhofe. Jeder Verschworene sorgt inzwischen dafür, daß seine Leute sich in dieser Nacht bereit halten, auf das verabredete Zeichen an die bestimmten Sammelplätze zu eilen. Wir besprechen an unserem Versammlungsorte noch das zunächstliegende Nothwendige, lassen zur rechten Zeit das Zeichen geben und vereinigen uns dann mit unsern Leuten. Ich leite den Streich auf das schwarze Thor; Schleinitz wird das Meißner Thor nehmen. Sind Sie mit dieser Disposition einverstanden?"

„Ganz wohl," erklärte Krüger. „Wir wollen nur wünschen, daß kein Verrath den trefflichen Plan vereitele. Wissen Sie, ich traue der Bewohnerin Ihres Hauses, unseres Versammlungsortes, nicht recht. Sie ist, wie ich hörte, eine große Verehrerin des Königs von Preußen, und steht mit dem General von Schmettau auf sehr gutem Fuße. Wie, wenn sie uns belauschte und uns verriethe?"

„Davor sind wir sicher," entgegnete der Graf; „es ist wahr, sie theilt die Bewunderung meiner Mutter für

die blendenden Geisteseigenschaften des Königs, den sie den Einzigen nennt. Im Uibrigen ist sie aber doch gut sächsisch gesinnt und überhaupt viel zu edel, als daß sie uns belauschen oder gar verrathen sollte."

„Ich begreife nicht," sagte Krüger, „wie man an diesem König etwas Großes finden, wie man ihn bewundern und verehren kann. Man braucht wahrlich kein Sachse, man braucht nur ein echter Deutscher zu sein, um die ganze Existenz dieses Königs beklagenswerth zu finden. Schlägt er nicht dem ohnehin kranken und schwachen deutschen Reiche durch sein gewaltthätiges und eroberungssüchtiges Auftreten gegen Fürsten des Reiches tödtliche Wunden? Und schändet und entwürdigt er nicht den deutschen Geist und deutsches Wesen durch schnöde Verleugnung der deutschen Literatur und Begünstigung des Franzosenthums in Schrift und Kunst? Wie kann eine so edle Frau, wie Ihre Mutter, wie kann eine solche Künstlernatur, wie die Malerin Doris, einen solchen König bewundern und vergöttern?"

„Meine Mutter," versetzte Camillo, „bewundert den großen Feldherrn, den kräftigen Charakter, den Philosophen auf dem Throne. Die Malerin verehrt in ihm den Hort der Aufklärung, welche die Menschheit von Greueln befreit, unter denen sie selbst in ihrer Jugend gelitten. Lassen wir sie — genug, wir hassen in Friedrich

von Preußen den ungerechten Feind unſers angeſtammten Fürſten, den Unterdrücker unſeres Vaterlandes, und bekämpfen ihn nach dem Maße unſerer Kräfte.“

„Mögen wir bald das glückliche Ende dieſes Kampfes erreichen!“ nahm Krüger wieder das Wort; „denn das Joch der Unterdrückung wird täglich unerträglicher. Aus dem Erzgebirge gehen herzzerreißende Klagen ein über die Noth, die dort in Folge des unmäßigen Gelderpreſſens und Fouragirens eingeriſſen iſt. Und auch in den geſegneteſten Gegenden des Landes weiß man nicht mehr, wie man die unerſättlichen Forderungen der Preußen befriedigen ſoll.“

„Nun hoffen wir, daß die Noth am längſten gedauert hat!“ tröſtete der Graf.

Krüger entfernte ſich bald darauf. Oeſterreich wartete die Dunkelheit ab, ehe er ſeinen Schlupfwinkel verließ. Er hatte jedes Wort verſtanden, das jene Beiden mit einander gewechſelt, und war ſo auf einmal in den Beſitz eines Geheimniſſes gekommen, nach dem er ſchon lange getrachtet. Triumphirend begab er ſich auf ſein Zimmer, und überlegte, wie er ſein Geheimniß am beſten verwerthen könne. Nicht wohlfeil, das war beſchloſſen, ehe er es beſaß, wollte er es verkaufen, es galt den Preis einer einträglichen und einflußreichen Stellung. Doch miſchte ſich ein Mißvergnügen in ſeinen Triumph: er

Digitized by Google

hatte über Doris das Gegentheil von dem erfahren, was er zu erfahren gewünscht; er hatte keine Waffe gegen die in die Hände bekommen, die zu hassen er Ursache zu haben glaubte.

Oesterreich gehörte zu den Naturen, die keiner grossen Leidenschaft fähig sind, sei es Liebe, sei es Haß, und die nichts zu einem dem Haß verwandten Gefühl aufstacheln kann, als verletzte Eitelkeit. Aus Doris von uns beschriebener Jugendgeschichte weiß der Leser, wie Oesterreich zu lieben fähig war, wie er das arme, von ihm verführte Mädchen erst schmählich verleugnet und dann, als ihm eine Verbindung mit ihr vortheilhaft erschienen, ihr seine Hand geboten. Er weiß auch, mit welch' edlem Stolze Doris dies Anerbieten zurückgewiesen. Es war nicht die verschmähte Liebe, es war die durch dieses Zurückweisen Angesichts der Gräfin S. und anderer Zeugen gekränkte Eitelkeit, die den Erbärmlichen gegen die Jugendgeliebte erbitterte. Diese Erbitterung war gewachsen, je höher der Stern der zu einem neuen Leben Berufenen gestiegen war. Er bedachte, welche Ehre und welches Ansehen ihm dadurch entging, daß die gefeierte Künstlerin verschmäht hatte sein Weib zu werden. Anfangs war an die Stelle jener Erbitterung zuweilen die Hoffnung getreten, daß er durch sein Kind das Band wieder knüpfen könne. Er hatte das Kind, welches Doris einer Bäuerin

zur Pflege übergeben, oft beſucht und es durch Geſchenke und Liebkoſungen an ſich zu ketten geſucht. Dies war ihm auch nicht mißlungen, und Doris war zu ſehr Mutter, als daß die Anhänglichkeit ihres Kindes an ſeinen Erzeuger nicht mildernd und annähernd auf ſie hätte wirken ſollen. Da war das Kind erkrankt und ſchnell geſtorben. Mit ihm ſank für Oeſterreich die Hoffnung, Doris wieder zu gewinnen, für immer in das Grab. Sie ließ ſich durch die Größe des Schmerzes, den er zur Schau trug, nicht täuſchen; ſie zog ſich ſtrenger von ihm zurück. Da war ſeine alte Erbitterung wieder erwacht, und ſie hatte ihn ſo weit fortgeriſſen, daß er Doris die Mörderin ſeines Kindes nannte, ja ſie als ſolche öffentlich angeklagt haben würde, hätte er dadurch nicht ſeine Stellung bei der Gräfin auf's Spiel geſetzt.

Daß Oeſterreich aus Rückſicht auf ſeine Stellung nicht offen gegen Doris auftreten und an ihrem Verderben arbeiten konnte, verleidete ihm dieſe Stellung und bewog ihn, ſich dem Agenten Menzel in die Arme zu werfen, und durch dieſen eine Stelle zu erhalten, die ihn der Rückſichten gegen die Gräfin überhob. Nebenbei durfte er hoffen, den Magiſter Starke und ſomit auch Doris auf der Seite der Preußenfeinde zu finden und beide ſpäter oder früher als ſolche an's Meſſer zu liefern.

Auch dieſe Hoffnung ſah er jetzt vereitelt, und das ſchmälerte ſeinen Triumph über die gemachte Entdeckung.

Da ſaß er nun in ſeinem Zimmer und brütete, wie er ſeine Feindin dennoch verderben möge. Es gab noch ein Mittel dazu, zwar ein gewagtes, aber eins von furchtbarem Erfolge: er konnte Doris des Kindesmordes anklagen. Erhielt er als Lohn für ſeine Anzeige über das Complot eine Stelle im preußiſchen Dienſte, ſo war er aller Rückſichten gegen die Gräfin ledig, ſo konnte er gegen ihren Schützling rückſichtslos verfahren.

Oeſterreich glaubte wirklich an die Schuld, die er auf das Haupt der Jugendgeliebten wälzen wollte. Einzelne Umſtände bei dem Tode ihres Kindes vereinigten ſich mit ihrer ganzen Situation, um ſie vor einem Menſchen von dem Charakter Oeſterreich's verdächtig erſcheinen zu laſſen. Das Kind war binnen wenigen Stunden geſund und todt geweſen; die Bäuerin, die es gepflegt, hatte geäußert, ſie begreife nicht, wie ein ſo geſundes, ſtarkes Kind ſo plötzlich habe erkranken und ſo ſchnell wegſterben können. Ferner hatte Doris keine Zeichen eines übermäßigen Schmerzes von ſich gegeben; ſie hatte vielmehr eine große Faſſung und Reſignation gezeigt. Sie war im Begriff einen Namen in der Kunſtwelt zu erwerben — da konnte ihr das Kind der Schwachheit nur unbequem ſein. Verdachtsmomente genug für einen Menſchen wie Oeſterreich.

Jetzt faßte er dieſe Momente zuſammen; jetzt baute er das ganze Gerüſte der gräßlichen Anklage auf, die er

erheben wollte. Einige ſchwache Lücken der Beweiſeführung gedachte er leicht noch ausfüllen zu können. Er wollte nach dem Gute reiſen, wo die Pflegerin des geſtorbenen Kindes lebte, und dieſe genau über Alles, was vor und während deſſen Krankheit mit ihm vorgegangen, ausforſchen. Hatte er ſo ſein Beweiswerk vervollſtändigt — und er zweifelte nicht daran, daß dies gelingen müſſe — ſo wollte er bei dem Gerichte jenes Gutes die Unterſuchung beantragen, und er war von dem Vorſtande jenes Gerichtes überzeugt, daß er dieſelbe mit dem größten criminaliſtiſchen Eifer einleiten werde. Er war ja ſein Gevatter und guter Freund! —

Oeſterreich ſtellte ſich wohl die Möglichkeit vor, daß die Angeklagte durch den Einfluß ihrer vornehmen Gönner vor dem äußerſten Schickſale, das die Anklage mit ſich führen konnte, gerettet würde. Mochte dies immerhin geſchehen, ihr Name war gebrandmarkt, ihre Rolle in der guten Geſellſchaft war ausgeſpielt. Rache genug für den Schimpf, den ſie ihm bereitet! —

Entſchloſſen, wenigſtens dieſe Rache ſich nicht entgehen zu laſſen, ſtand er auf und ging den Agenten Menzel aufzuſuchen, dem er mittheilte, daß er das ganze Complot wider die Preußen entdeckt habe, aber auch erklärte, es nur zu verrathen, wenn ſeine Exiſtenz auf eine anſtändige und ehrenvolle Weiſe ſichergeſtellt würde.

Digitized by Google

Sechstes Capitel.

Graf Camillo.

Doris war nicht wenig erstaunt, als Menzel zur festgesetzten Stunde bei ihr erschien und ihr Namens des Platzmajors erklärte, sie müsse sich die Augen verbinden lassen. Ihr weiblicher Stolz sträubte sich wider eine solche Zumuthung. Doch bestätigte gerade diese die Vermuthung, daß es sich um die geraubte Zitherspielerin handle, und die Gelegenheit, eine Spur von ihr zu erhalten, mußte unter allen Umständen benutzt werden. So unterwarf sich Doris der Maßregel des Augenverbindens und leistete selbst den Schwur, mit dem Mädchen, das sie zu malen hatte, nichts über ihre Herkunft und sonstiger persönlichen Verhältnisse zu sprechen.

So ließ sie sich von Menzel hinab an den Wagen leiten und nahm, ohne es zu ahnen, an der Seite Desjenigen Platz, der ihre Jugend vergiftet hatte, dessen sie

ſich aber für immer entledigt zu haben glaubte. „Ihr Cavalier, Mademoiſelle,“ ſagte Menzel, als ſie den Begleiter wahrnahm und ihre Ueberraſchung äußerte, „der aber gleichfalls die Weiſung hat, mit Ihnen kein Wort zu ſprechen.“ Damit ſchloß er den Kutſchenſchlag und das Gefährt rollte davon.

So ſaßen die Menſchen wieder Seit' an Seite, in dem engen Raum einer Kutſche, die einander einſt brünſtig geliebt, und von denen der eine bei andere tödtlich haßte, dieſe jenen auf's Tiefſte verachtete. Aber Oeſterreich erbebte im Innerſten ſeines Weſens, als er die ſah, die er verderben wollte, in der Hoheit ihrer gegenwärtigen Erſcheinung, wenn auch die leuchtenden Sonnen ihres Antlitzes verhüllt waren. Und als er die in weiche Seide maleriſch gehüllten edlen Glieder unmittelbar neben ſich fühlte, erlag ſeine Bosheit augenblicklich der Allmacht ihrer Reize. Er hätte ſich ihr zu Füſſen werfen, ſich zu erkennen geben und um Verzeihung flehen mögen für Alles, was er an ihr geſündigt und noch zu ſündigen im Begriff geſtanden. Der Verdacht des Kindesmordes ſchwieg; wäre aber auch ihre Schuld ſonnenklar geweſen, er hätte ihn nicht gehindert ihr Herz und Hand auf's Neue zu bieten, hätte er den Muth dazu gehabt, hätte er nicht gefühlt, daß er mit Verachtung zurückgewieſen werden müſſe. Dies Gefühl behielt die Oberhand und führte

den Entschluß zurück, zu verderben, was er nicht mehr besitzen konnte.

Während dem gab sich Doris an die Idee des Kunstwerkes hin, das sie schaffen wollte. Es stand wieder lebendig und klar vor ihrem Geiste, verkürzte ihr die etwas lange Fahrt und ließ sie vergessen, daß sie einen Begleiter hatte, geschweige daß sie nachgedacht hätte, wer etwa dieser Begleiter sein könne. Es ist jetzt Zeit, dem Leser die Idee mitzutheilen, die sie so ganz beschäftigte und an deren Verwirklichung sie ihre ganze Kraft zu setzen entschlossen war.

Doris war des Glaubens, der Künstler müsse vor Allem in seiner Zeit und in seinem Volke stehen, seine Aufgabe sei es, den weltbewegenden Ideen seiner Zeit und dem Antheile seines Volkes daran Ausdruck zu geben. Es war aber die weltbewegende Idee jener Zeit die Humanität, an deren Siege dem deutschen Volke ein so großer Antheil von der Vorsehung zugedacht war. Die Hauptträger der Idee und Vermittler des Sieges waren die Dichtkunst auf der einen und der philosophische König auf dem preußischen Thron auf der andern Seite. Aber zwischen diesen beiden Mächten mangelte die Einigung, welche den Sieg beschleunigen mußte. Herrlich entfaltete die deutsche Dichtkunst ihre göttlichen Schwingen; aber, wie der größte deutsche Dichter später sang:

„Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich's Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.“

Das ward von den Dichtern selbst nicht allein, das ward von allen patriotischen Gemüthern mit Schmerz empfunden. Wie glorreich würde das geistige Leben in Deutschland blühen, wenn der große Friedrich die Dichter des deutschen Volkes um seinen Thron versammelte, und sie unter seiner Aegide das Propheten- und Priesterthum der Humanität übten! Dieser Gedanke bewegte viele Herzen, dieser Gedanke fand auch in Doris' empfänglicher Seele fruchtbaren Boden. Und aus ihm entsproß die Idee des Kunstwerkes, das sie zu schaffen gedachte: die deutsche Muse, wie sie am Friedensfeste auf dem Throne zur Rechten des Königs sitzt und ihm den Kranz der Unsterblichkeit um das Haupt legt.

Die Gestalt der Muse war es, welche zwar klar und lebendig vor ihrer Seele schwebte, ihr aber immer sich verflüchtigte, wenn sie sie mit dem Pinsel darstellen wollte. Eine Gestalt, in welcher die ganze Tiefe, Zartheit und lebensvolle Glut der deutschen Poesie, verbunden mit ihrer damaligen Jugendlichkeit zur Erscheinung kam. Eine solche Gestalt sollte sie in der Wirklichkeit als Modell suchen — aber wo sie finden?

Mit dieser Frage beschäftigt, fühlte Doris, wie der

Digitized by Google

Wagen plötzlich stille hielt. Der Schlag öffnete sich und eine Frauenstimme lud sie ein auszusteigen. Von einer kräftigen Hand unterstützt, stieg sie aus und ließ sich in eine Hausflur und eine Treppe hinan führen. Als ihr die Binde abgenommen ward, fand sie sich in einem reich möblirten Zimmer, einer wohlbeleibten, stattlich gekleideten Frau gegenüber, die sie bewillkommte und zum Niedersitzen einlud, dann aber hinausging und an der Seite eines Wesens wieder erschien, von dessen Anblick Doris auf's Tiefste betroffen ward. Dieses sonnige, frische Antliz, diese edle, sinnige Stirn, dieses tiefblaue klare Auge, diese reichen goldenen Locken, dieser blendende Hals und Nacken, diese ganze edle und anmuthige Gestalt — wahrhaftig das war die verkörperte Heldin ihres Bildes! Sie wollte ihren Augen nicht trauen. Was sie im Leben zu finden schon verzweifelt, das stand auf einmal vor ihr lebendig in vollendeter Ebenbildlichkeit. Sie bedurfte einer guten Weile, sich von ihrer Uiberraschung zu erholen und zu überzeugen, daß sie nicht blos träumte, nicht ein bloßes Gebilde ihrer Phantasie vor sich sah.

Emma war nun sechs Wochen im Hause und unter der Pflege der Reibold, und bewegte sich in den schönen Gewändern, die sie trug, wie ein Kind der vornehmen Welt. Mit einer eben so glücklichen Elasticität des Gemüthes, wie mit vorzüglicher Fassungsgabe ausgestattet,

hatte sie sich schnell in ihre neue Lage gefunden und sich ihre Vortheile zu Nutze gemacht, aber auch ihre Gefahren umgangen. Sie hatte aus der ihr geöffneten Bibliothek Alles gelesen, was ihr gerade in die Hände gefallen war, von Hofmannswaldau bis auf Hagedorn und Wieland; aber das Unlautere war an der reinen Spiegelfläche ihrer kindlichen Seele abgeglitten, das Lautere allein war ihr Eigenthum geworden. „Es ist zum Verzweifeln, wie unschuldig der Nickel ist," hatte die Reibold schon zu Menzel gesagt.

„Das ist die Künstlerin, die Dich für Deinen edlen Wohlthäter malen soll," sagte die Reibold zu dem jungen Mädchen.

Emma verneigte sich anmuthig vor der Malerin und betrachtete sie mit einem Blick der Verwunderung und des innigsten Wohlgefallens.

„Ich weiß zwar nicht, was meinem Wohlthäter an meinem Bilde liegt," sagte sie, „aber von einer solchen Dame lasse ich mich gern malen. Hätte er mir einen Herrn geschickt, so hätte mich kein Regiment Preußen zum Sitzen gebracht."

Doris reichte dem Mädchen die Hand und erwiederte: „Wir werden gute Freundinnen werden, hoffe ich; ich werde Sie nicht durch zu vieles Sitzen ermüden."

„Aber sagen Sie mir, Mademoiselle," nahm Emma

wieder das Wort, „wollen Sie mich denn wirklich im Reifrock malen? Ich glaube, das ist nicht schön, nicht malerisch. Madame Reibold wollte aber nicht anders.“

„Ich würde ein idealeres Kleid vorziehen,“ sagte Doris; „unsere Modetracht ist in der That abscheulich und für ein so junges Mädchen entschieden widernatürlich. Für die nächsten Sitzungen habe ich mit dem Kopf zu thun; es ist mir lieb, daß das Haar nicht durch die modische Frisur entstellt ist —“

„O, Madame Reibold wollte mich wohl frisiren und pudern, aber dagegen hab' ich mich mit Händen und Füssen gewehrt,“ fiel Emma ein.

„Ja,“ bemerkte die Reibold, „es ist ein kleiner Eigensinn.“

„In diesem Falle ein berechtigter,“ erklärte Doris; „es wäre geradezu eine Sünde an der Natur gewesen, diese freie Lockenpracht in eine französische Frisur zu zwängen. So kann ich nun doch den Kopf immer malen; inzwischen können Sie wohl für ein altdeutsches Gewand Sorge tragen, oder besser ich sorge dafür —“

„Altdeutsch, ja das laß ich mir gefallen,“ versicherte Emma freudig; „bitte, Mademoiselle, lassen Sie es doch ja dabei!“

„Ich weiß nur nicht, ob das Deinem Wohlthäter gefallen wird,“ warf die Reibold ein.

Digitized by Google

„Ei, die Malerin muß doch am beſten wiſſen, was mir gut ſteht," verſetzte Emma.

„Immer iſt die Kleine naſeweis," rügte die Reibold. „Nun, wenn es nicht anders iſt, ſo mag es beim Altdeutſchen bleiben. Sagen Sie mir, Mademoiſelle, was Sie für Stoff brauchen, und ſagen Sie mir ſonſt, wie Alles werden ſoll."

„Ich habe ein Intereſſe, meine junge Freundin in der entſprechenden Tracht zu malen, ich werde ganz allein dafür ſorgen!" erklärte Doris.

„Dann berechnen Sie nur Ihre Auslagen," bat die Reibold.

„Das wird ſich finden," ſagte Doris und lud Emma zum Sitzen ein.

Mit einer Luſt wie noch nie ging Doris an's Werk. Ihre Idee war nun für die Wirklichkeit gerettet. Während ſie arbeitete, hätte ſie gern das ſchöne Kind ein wenig über ſeine perſönlichen Verhältniſſe befragt, aber ſie gedachte ihres Schwures und hielt ihn. Sie zweifelte nicht, daß es die Zitherſpielerin ihrer Freunde ſei, und gelangte zu der befriedigenden Uiberzeugung, daß es noch nicht gelungen war, dieſe liebliche Blume auch nur mit einem Hauche zu beflecken.

Als Doris nach mehrſtündigem Malen an Emma's Bild, das ſie in ganzer Figur darſtellen ſollte, mit ver-

bundenen Augen wieder in ihrer Wohnung angekommen war, trat bald hinter ihr der Magiſter Starke ein. „Ich muß mich gleich erkundigen, ob Sie wirklich unſere Zitherſpielerin geſehen, oder doch eine Spur von ihr erlangt,“ ſagte er.

„Ich glaube, ich habe ſie geſehen,“ antwortete ſie, und erzählte, welche Procedur man mit ihr vorgenommen, die ſie verhinderte, den Aufenthalt des Mädchens, das ſie malen ſollte, anzugeben.

„Das thut nichts,“ ſagte Theophilus, „ich weiß das Haus, in welchem Sie waren.“

„Wie iſt das möglich?“

„Auf ſehr einfache Weiſe,“ erwiederte er. „Als mir Freund Riedel mittheilte, welchen Auftrag er Ihnen für den Platzmajor gegeben, da ahnte mir nichts Sauberes. Es konnte leicht etwas gegen Sie ſelbſt beabſichtigt ſein. Daher beſchloß ich meine Verkehrungen zu treffen. Ich miethete mir einen Wagen und war in demſelben noch vor neun Uhr an der Frauenkirche, ſo daß ich Ihre Wohnung vor Augen haben konnte. Ich ſah, wie eine Kutſche vor Ihrem Hauſe anhielt, wie aus dieſer der berüchtigte Menzel ſtieg und wie er nach einer Viertelſtunde mit Ihnen zurückkehrte und Sie in den Wagen hob. Ich ließ den Wagen fortfahren und folgte in dem meinigen einige hundert Schritt hinterdrein. Die Fahrt ging kreuz

und quer aus einer Gasse in die andere, bald rechts, bald links abliegend und fast Dreiviertel eines Kreises beschreibend, vor das Pirnaische Thor in die Johannisgasse, wo Ihre Kutsche vor einem ansehnlichen Hause Halt machte. Eine wohlbeleibte Dame trat dort aus der Thür und nahm Sie in Empfang. Bald nach Ihnen sah ich einen Mann aus dem Wagen steigen und Ihnen folgen. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, aber ich möchte etwas Anderes darum wetten, daß es der Sekretär unserer Patronin war. Hat Ihr Begleiter sich Ihnen zu erkennen gegeben?"

„Nein," antwortete Doris, und erzählte, auf welche Weise Menzel ihn ihr vorgestellt hatte.

„Er wird es wohl gewesen sein," nahm Theophilus wieder das Wort; „ich will nur sehen, wie lange dieser Mensch sein Wesen noch treiben wird, bis der Gräfin die Augen über ihn aufgehen. Graf Camillo hat gewiß Recht, indem er ihn den Unteragenten Menzel's nennt. Doch dem sei, wie ihm wolle — genug, ich fand mich jetzt erst recht veranlaßt, den Ausgang des Abenteuers zu verfolgen. Ich legte mich auf Kundschaft. Ich stieg aus meinem Wagen und trat in ein benachbartes Bierhaus, von wo aus ich das Haus sehen konnte, in das Sie geführt worden. Ich erkundigte mich, wer darin wohne, und erfuhr, daß es von einer verwitweten Geheimsekretärin Rei-

hold bewohnt sei, der es gehöre und die früher ein Pensionat für junge Mädchen darin gehalten. Kurz vor der preußischen Occupation sei dasselbe aber vom Rathe aufgehoben worden, weil sich herausgestellt habe, daß Madame Reibold vornehmen Libertins der Residenz geheimen Zutritt zu ihren Pflegebefohlenen verstattet, obschon sie sich das Ansehen großer Ehrbarkeit und Frömmigkeit gegeben, namentlich alle Sonntage zweimal in die Kirche gegangen und zu allen kirchlichen Zwecken beigesteuert. Sie können sich denken, wie mir bei dieser Nachricht ward, indem ich mir dachte, daß das arme, unschuldige Mädchen in solche Hände gefallen sein könne."

„Wie mir scheint, ist dies allerdings der Fall," bemerkte Doris, und beschrieb genau das Aeußere des Mädchens, das sie zu malen begonnen.

„Sie ist es," bestätigte Theophilus; „hier ist kein Zweifel mehr; da muß Alles aufgeboten werden, das arme Kind diesen Händen zu entreißen."

„Vor der Hand dürfen wir wenigstens darüber ruhig sein, daß es der Verführung noch nicht gelungen, diese Unschuld zu vergiften," sagte Doris; „aber wir müssen daran arbeiten, sie zu befreien. Ich werde die erste Gelegenheit, die sich mir bietet, benutzen, den Gouverneur von dem Handel in Kenntniß zu setzen und das junge Mädchen seinem Schutze zu empfehlen."

„Er wird Ihnen nur schwer glauben," meinte Theophilus; „der Major gilt viel bei ihm, und es wird diesem gar nicht schwer fallen, sollte der Gouverneur ihn zur Verantwortung ziehen, Ihre Beschuldigung als eine falsche darzustellen, unter der Hand aber sein Opfer jeder Nachforschung zu entziehen. Das Letztere müssen wir verhüten, und darum mit einer Anzeige beim Gouverneur sehr behutsam zu Werke gehen."

„Wollen wir nicht dem Grafen Camillo unsere Entdeckung mittheilen, da er einen so großen Antheil an dem jungen Mädchen nimmt?" sagte Doris; „vielleicht hat er einen guten Gedanken."

„Wenn er nur nicht von andern Plänen so sehr eingenommen wäre!" entgegnete Theophilus. „Ich fürchte, er führt Etwas im Schilde, das ihm alle ruhige Uiberlegung raubt. Ich weiß nichts, denn ich habe seit langer Zeit aufgehört sein Vertrauter zu sein; aber mir ahnt, er hat sich in ein Complot gegen die Preußen eingelassen. Die Gräfin Mutter hat die nämliche Besorgniß und ist äußerst unglücklich darüber."

„Mir sind die Zusammenkünfte, die er in diesem Hause unterhält, auch schon aufgefallen," sagte Doris; „ich konnte ihn natürlich darüber nicht zur Rede stellen, da das Haus sein ist; aber es ist mir immer gewesen, als

müsse ich seine Mutter davon in Kenntniß setzen, um sie zu warnen."

„Das wollen wir nicht thun," versetzte Theophilus; „da wir ihr nichts Gewisses mittheilen können, so würden wir nur ihre Unruhe vermehren, ohne ihr Mittel zu liefern, das, was sie fürchtet, abzuwenden. Besser, wir wagen es geradezu den Grafen Camillo selbst zu warnen, und wir können das recht schicklich thun, wenn wir ihm von dem Aufenthalt seines Schützlings sagen, was wir wissen, und ihn anspornen, diesem seine Sorge zuzuwenden."

„Ich werde das auf mich nehmen," erklärte Doris; „sobald er kommt, den Vater des Mädchens zu besuchen, werde ich Gelegenheit nehmen, mit ihm mich auszusprechen."

„Thun Sie das," bat Theophilus; „jedenfalls richten Sie mehr bei ihm aus als ich; denn so wenig ich den Hofmeister bei ihm gespielt, so leicht wird er doch daran erinnert, daß ich es dem Amte nach gewesen, und jeder Rath und jede Warnung von mir kann er in einer gereizten Stimmung leicht für eine Fortsetzung der Hofmeisterrolle nehmen. Sie dagegen können Ihre ganze Beredtsamkeit aufbieten, ihn von Unternehmungen abzuhalten, die nur wenig Aussicht auf Erfolg haben, desto leichter aber die Betheiligten in's Verderben stürzen können."

Digitized by Google

„O wenn ich es doch vermöchte, ihm die Augen zu öffnen!“ verſetzte Doris. „Verbände ich nur mit meinem guten Willen und warmen Herzen die Macht der Beredtſamkeit und des Wiſſens, die Sie beſitzen, mein edler Gönner! Dann zweifelte ich nicht an einem glücklichen Erfolge. O was wäre das für ein Glück, könnte ich auf dieſe Weiſe meiner hohen Wohlthäterin ein Theilchen der Schuld abtragen, die ſie auf mich gehäuft!“

Theophilus drückte ihr innig die Hand und lenkte dann das Geſpräch auf ihren Künſtlerberuf. Gern hätte Doris ihm ihre Idee mitgetheilt und welch' glücklichen Fund ſie heute rückſichtlich ihrer Verwirklichung gemacht. Aber an dem Glück, das ſie darüber empfand, hatte ja die ſüße Hoffnung einen großen Theil, die ſich an das Gelingen ihres Werkes knüpfte: die Hoffnung, dadurch des Mannes ihrer Liebe und Verehrung würdiger zu werden. Darum mochte ſie ihm von dem Werke nichts ſagen, bis es vollendet wäre.

Theophilus hatte ſich noch nicht lange von ihr verabſchiedet, als Graf Camillo bei ihr erſchien, ſich den Schlüſſel zu der Wohnung des im Hauſe geborgenen Flüchtlings zu holen.

Doris bat ihn näher zu treten und eine wichtige Mittheilung von ihr zu vernehmen, die auch ſeinen Gaſt ſehr nahe angehe.

Digitized by Google

„Wissen Sie vielleicht etwas von seiner Tochter?“ fragte Camillo ahnungsvoll.

„Zuvörderst nehmen Sie Platz,“ bat sie und deutete auf das Sofa, indem sie sich selbst darauf niederließ.

„Ich bin ganz gespannt,“ sagte er, „denn wenn Sie von einer wichtigen Mittheilung sprechen, so kann es nichts von untergeordneter Bedeutung sein.“

„Sie haben recht gerathen,“ begann Doris wieder; „ich habe den Aufenthalt Ihrer Zitherspielerin erkundet.“

„Wirklich?“ fiel er ein; „o Gott sei Dank! Wo ist sie?“

Doris beschrieb die Oertlichkeit und erzählte, wie sie zu ihrer Kunde gekommen.

„Da ist keine Zeit zu verlieren,“ rief der Graf; „ich muß sie retten, muß sie heute noch ihrem Vater in die Arme führen!“

„Nur gemach, nur keine Ueberstürzung, Herr Graf!“ warnte Doris. „Wie wollen Sie die Rettung so schnell bewerkstelligen? Durch Uibereilung kann Alles verdorben werden. Lassen Sie uns mit Ruhe überlegen, wie wir die Rettung sicher ausführen. Das Haus, in dem Ihr Schützling gefangen ist, ist Tag und Nacht verschlossen, und ich bin gewiß, daß Niemand hinein kommt, der nicht als durchaus ungefährlich für die Absichten des Majors

legitimirt ist. Wollen Sie aber Gewalt brauchen, das Haus überfallen, die Thüren erbrechen und das Mädchen befreien, so dürfte Ihnen das theuer zu stehen kommen. Die Thorwache ist in der Nähe und würde durch den Lärm, den die Besitzerin des Hauses erheben würde, schnell herbei gesprengt werden und Ihr Vorhaben auf Kosten Ihrer persönlichen Freiheit vereiteln."

„Sie haben Recht," sagte Camillo unmuthig; „ich darf meine Freiheit nicht auf's Spiel setzen, denn von ihr hängt mehr ab, als das Schicksal eines Mädchens."

„Am Ende wohl das Schicksal des Vaterlandes?" fragte Doris mit eigenthümlicher Betonung.

Der Graf sah sie betroffen an. „Wie meinen Sie das? Was wissen Sie?" fragte er.

„Herr Graf!" erwiederte Doris mit mildem Ernste, „vertrauen Sie mir? glauben Sie, daß eine Person, die in Ihnen den einzigen Sohn und Liebling ihrer größten Wohlthäterin ehrt, es gut mit Ihnen meint und von dem Wunsche brennt, Ihnen ehrlich und treu zu dienen? Darf ich ganz offen mit Ihnen sprechen?"

„Was gibt es denn?" versetzte er. „Sie sind so ernst, so feierlich; was haben Sie mir denn zu sagen?"

„Herr Graf — die Wände haben Ohren und die Augen einer Mutter sehen scharf: hätte ich nicht ein geheimnißvolles Flüstern vernommen, daß Sie auf gefähr-

lichem Pfade wandeln, so hätte ich's in den kummervollen Mienen Ihrer Frau Mutter lesen müssen. Herr Graf, haben Sie auch bedacht, daß Ihr Untergang dieser herrlichen Mutter das Herz brechen würde?"

Camillo schwieg einige Augenblicke verwirrt. Der Ton, in welchem Doris redete, machte ihn glauben, sie wisse mehr um das Complot, als sie wußte, und er erschrak, daß doch eine uneingeweihte Person dahinter gekommen. Endlich fragte er, wie sie zu dem Geheimniß gekommen.

„Ich weiß nichts," sagte sie jetzt ganz offen, „als daß Ihre besten Freunde, denen Sie aber Ihr Vertrauen entzogen, sich der Besorgniß nicht erwehren können, daß Sie sich auf ein Unternehmen eingelassen haben, welches Ihnen weit eher den Kopf kosten, als zu dem erstrebten Ziele führen kann. Ich will nicht in Ihre Geheimnisse dringen, aber so viel ist mir jetzt klar, daß Ihre Freunde mit ihrer Besorgniß nicht ganz Unrecht haben, und darum muß ich mir eine Frage erlauben. Welche Bürgschaft haben Sie, daß durch die Vertreibung der Preußen aus Sachsen mit Hilfe der Kroaten die Lage unseres engern Vaterlandes in Wahrheit eine bessere werden würde? denn von Ihnen habe ich eine bessere Meinung, als daß Sie aus tendentiöser Feindschaft gegen den König der Aufklärung seine Herrschaft in Sachsen gestürzt sehen

möchten; ich glaube vielmehr, daß Sie dies um des unglücklichen Vaterlandes willen wünschen. Aber welche Bürgschaft, wiederhole ich, haben Sie dafür, daß dieses wirklich glücklicher werden würde, wenn statt der Preußen die Oesterreicher darin herrschten?"

„Sie setzen einen Fall, der nicht stattfinden wird," versetzte Camillo; „wenn wir mit Hilfe der Oesterreicher die Preußen verjagt haben, dann wird der angestammte Fürst in sein Land zurückkehren und es nach wie vor mit Milde regieren."

„Das heißt: unter dem Schutze österreichischer Musketen und Kanonen," entgegnete Doris. „Denn der Fürst, der sein Land nicht behaupten konnte, da er noch eine stattliche Armee besaß, wird es ohne solche gewiß noch weniger können. Und glauben Sie, daß wir etwas gebessert wären, wenn wir statt preußischer, österreichische Soldaten im Lande hätten? Es ist eine alte Erfahrung, daß Bundesgenossen in dem beschützten Lande sich gerade wie siegreiche Feinde benehmen, daß sie sich auf Kosten dieses Landes nähren und gütlich thun wie diese. Und glauben Sie, der große Friedrich werde ruhig zusehen, wie die Oesterreicher in Sachsen herrschen? Er wird in seinen Erblanden neue Kräfte sammeln und wieder da sein wie der Blitz, und das arme Sachsenland wird der Schauplatz blutiger Kämpfe sein als zuvor."

Digitized by Google

„Ich glaube, die Russen werden ihn nicht so weit zu Kräften kommen lassen, daß er wieder etwas gegen Sachsen vornehmen könnte," meinte Camillo. „Sind die Preußen einmal aus Sachsen verjagt und von den Russen und Schweden im Norden und Osten, von den Oesterreichern und Franzosen im Süden und Westen in ihre natürlichen Grenzen eingeschlossen, so wird der vollständige Fall des Preußenkönigs nicht außenbleiben."

„Und diesen Fall können Sie wünschen?" fiel Doris warm ein. „Das wäre ein Unglück für die Menschheit. Mit Friedrich dem Einzigen fiele die Sache der Aufklärung und Humanität auf lange Zeit. Und Sie können seinen Fall wünschen durch Franzosen und Russen? Das wäre ein Unglück für die deutsche Nation, das größte, das ihr noch begegnet wäre. Denn die Franzosen und Russen würden sich als Siegespreis in die preußischen Länder theilen. Nein, Herr Graf, das können Sie nicht wünschen, wenn Sie ein Deutscher, wenn Sie ein Freund der Aufklärung sind. Möge Oesterreich seinen Streit mit Friedrich ausmachen, möge es ihn bald zu einem ehrenvollen Frieden zwingen und dadurch unser Sachsenland seinem angestammten Fürsten zurückgegeben werden; so lange aber Russen und Franzosen, lüstern nach deutscher Beute, an Friedrich's Untergang arbeiten, muß ein deutsches und für Menschenwohl erglühtes Herz beten, daß Gott ihm Sieg in jedem Kampfe verleihe."

Digitized by Google

„Ich wußte wohl, daß Sie eine ſtille Verehrerin des Preußenkönigs ſeien," ſagte Camillo; „aber daß Sie eine ſolche Enthuſiaſtin für ihn wären, hätte ich nicht gedacht. Was mich betrifft, ſo weiß ich, was ich zu thun habe. Daß mit dem König von Preußen die Sache der Aufklärung und Humanität ſtehe und falle, der Anſicht kann ich nicht beipflichten. Dieſe Sache ſtünde auf ſchwachen Füßen, wenn ſie von der Exiſtenz eines Einzigen abhängig wäre. Ich habe die Sache unſeres Fürſtenhauſes zu der meinigen gemacht, und das iſt die Sache des ſonnenklaren Rechtes. Mademoiſelle, Sie hätten dabei ſein ſollen, wie die Preußen in Dresden einzogen. Der König-Kurfürſt war geflohen, der ganze Hof in Verwirrung, nur die Kurfürſtin Marie Joſephe ſtand feſt und ruhig in dem ſo jäh hereingebrochenen Sturme. Die Preußen bemächtigten ſich aller Kaſſen, aller öffentlichen Schätze, und durchſtöberten alle Räume des kurfürſtlichen Schloſſes. Endlich kamen ſie auch an das geheime Kriegsarchiv. Da ſtellte ſich die Kurfürſtin mit erhabenem Muthe zwiſchen die Thür und das ungeſtüme Kriegsvolk und wehrte ihm das Eindringen mit wahrhaft fürſtlicher Hoheit. Ich ſtand unfern davon; mein Herz war erſchüttert von Schmerz, Bewunderung und Ehrfurcht zugleich, und in dieſem Augenblick ſchwor ich zu Gott, die Schmach, die meinem Fürſtenhauſe widerfahren, zu rächen. Machen

Sie keinen Verſuch weiter, mich meinem Schwur untreu zu machen.“

Damit erhob er ſich.

Doris ſah ein, daß ihre Bemühung vergebens war. Sie ſchwieg daher und ſah mit trauriger Miene vor ſich hin.

„Sie mögen in Ihrer Weiſe Recht haben,“ ſagte er, ihre Hand ergreifend, „wie ich in der meinigen auch. Darum keine Feindſchaft. Ich weiß, daß Sie mein Vertrauen ehren und unter allen Umſtänden mir ein freundliches Andenken, meiner Mutter ein zu Troſt und Hilfe bereites Herz bewahren. Gute Nacht; jetzt will ich zu meinem Deſerteur gehen und ihn durch die Nachricht erfreuen, die Sie mir von ſeiner Tochter gebracht.“

Doris händigte ihm den gewünſchten Schlüſſel ein und er ging zu dem Deſerteur. Dieſer trat ihm gleich mit der Frage entgegen, ob man noch nichts von ſeiner Tochter wiſſe. Der Graf erzählte ihm, was er von Doris erfahren.

„Da muß ich gleich hin und ſie herausholen aus dem ſaubern Vogelbauer!“ rief Hertwig und ſchritt nach der Thür.

Graf Camillo vertrat ihm den Weg und ſagte: „Nur nicht ſo raſch, Freund! Sie bedenken nicht, daß Sie auf der Straße erkannt und feſtgenommen werden

würden, ehe Sie noch das Haus erreichten, das Sie suchen. Aber selbst wenn Sie es unangefochten erreichten, würde es Ihnen wenig nützen, weil dies Haus verschlossen ist und man Ihnen nicht öffnen wird."

„Dann schlag' ich die Thür ein," versetzte Hertwig; „sehen Sie mich an, sehen Sie diese Fäuste, mit Eins, Zwei, Drei schlag' ich die stärkste Thür ein. O ich will mein Kind schon herausholen."

„Die Wache ist in der Nähe," wandte Camillo ein; „man würde diese herbeirufen und Sie wären verloren. Hören Sie mich an. Auf sechs Tage kann es jetzt nicht ankommen — in sechs Tagen wird Ihre Tochter frei."

„Sechs Tage! Du mein Gott, das ist ja noch eine Ewigkeit für ein bekümmertes Vaterherz!" klagte Hertwig.

„Vielleicht vergehen Ihnen diese Tage schneller, wenn ich ihnen sage, daß ehe der siebente Tag anbricht, die Preußen aus Dresden verjagt sein werden."

„O Gott, wenn das möglich wäre!"

„Es ist nicht nur möglich, sondern so gut wie gewiß," versicherte Camillo. Und er theilte ihm das Wesentliche von dem Plane der Verschworenen mit.

„Ei, da muß ich auch dabei sein," erklärte Hertwig; „da will ich zeigen, daß mich nicht das Kanonenfieber von der Fahne fortgetrieben. Gegen die Preußen für

meinen Landesfürſten, hurrah! da will ich meinen Mann ſchon ſtellen!“

„Das glaube ich,“ verſicherte Camillo; „zunächſt wird es Ihre Aufgabe ſein, Ihre Tochter zu befreien. Ich werde Ihnen einige tüchtige Leute zur Verfügung ſtellen, mit welchen Sie am Abend der Handlung ſich bereit halten, auf das vom Kreuzthurm aufflammende Signal vor das Haus, wo Ihre Tochter weilt, zu rücken, um Ihre Tochter zu befreien. Die Preußen werden dann ganz anders zu thun haben, als ſich um jenes Haus zu bekümmern.“

„Der Plan iſt herrlich!“ ſagte Hertwig. „Sobald ich meine Tochter habe, eile ich dahin, wo Sie ſind, und kämpfe an Ihrer Seite; Sie dürfen mir nur ſagen, wo ich Sie finde.“

„Vor Allem müſſen Sie Ihre Tochter in Sicherheit bringen, und das können Sie am beſten, wenn Sie ſie in die Schänkwirthſchaft bringen, die in der Nähe ihres Gefängniſſes iſt. Der Wirth iſt ein guter Patriot, weshalb Sie ſich auch bei ihm in den Hinterhalt legen ſollen. Iſt die ganze Stadt von den Preußen geſäubert, dann können Sie mit Ihrer Tochter in Ihre Heimath eilen.“

„O wäre es ſchon ſo weit!“ rief Hertwig — „doch wenn ein gerechter Gott lebt, muß Ihr Plan gelingen und Alles muß wohl gerathen!“

Digitized by Google

„Das hoffe ich," sagte Camillo. „Also Geduld, mein Freund, nur noch sechs Tage. Wollen Sie inzwischen Ihrer Tochter einen Gruß, vielleicht ein paar Zeilen zukommen lassen, so wird die Dame dieses Hauses sie gern bestellen."

„O das wäre mir ein großer Trost!" rief Hertwig.

„Bitten Sie sie nur selbst darum," sagte Camillo, „und wenn Sie irgend ein Bedürfniß haben, theilen Sie es ihr ohne Scheu mit. Ich selbst werde in den nächsten Tagen nicht zu Ihnen kommen können."

„Die Dame des Hauses ist eine edle, gütige Dame," bemerkte Hertwig — „sie hat mich oft schon getröstet, wenn ich verzweifeln wollte."

Camillo nahm hierauf Abschied von Hertwig und ging nach seiner Wohnung, wo ihm seine Mutter meldete, daß Oesterreich plötzlich seine Entlassung gefordert.

„Die Sie ihm natürlich ohne Weiteres bewilligt haben," sagte Camillo. „Wir können nur froh sein, wenn wir den Spion los sind."

„Ich glaube doch nicht, daß er das ist," entgegnete die Gräfin, „wenn ich schon seinen Charakter nicht eben hochhalte. In diesem Augenblick verliere ich ihn nicht gern, denn bei dem Gutshandel mit dem Grafen Wartensleben war mir seine Geschäftsgewandtheit sehr nothwendig."

„Der Handel ist aber doch so gut wie abgeschlossen," warf Camillo ein.

„Das wohl," sagte die Gräfin, „und zu meiner großen Zufriedenheit; ich habe 15.000 Thaler mehr bekommen, als ich zu bekommen hoffen durfte. Ich danke dies hauptsächlich Oesterreich's Gewandtheit. Nun kommt noch die Uibergabe, und dabei wird er mir sehr fehlen."

„Wann will er denn schon abgehen?" fragte Camillo.

„Binnen drei Tagen, erklärte er, müsse er die neue Stelle, die er angenommen, antreten," gab die Gräfin zur Antwort.

„Dann müssen wir suchen ohne ihn fertig zu werden," meinte Camillo.

„Wir könnten das wohl auch," sagte die Gräfin, „wenn Du Dich der Geschäfte mehr annehmen wolltest; aber Du bist jetzt ganz todt für dergleichen — sonst warst Du anders," fügte sie mit einem halb bekümmerten, halb vorwurfsvollen Blick hinzu.

Camillo trat schweigend an ein Fenster, in das eben die Abendsonne ihre goldene Strahlen warf.

Die Gräfin betrachtete ihn eine Weile. Auf einmal schritt sie mit feuchten Augen auf ihn zu, schlang ihren Arm um ihn und sagte mit rührendem Tone:

„Camillo, sage mir, welcher Geist ist über Dich ge-

kommen und hat Dein Herz gegen Deine Mutter verschlossen? Verdiene ich Dein Vertrauen nicht mehr?“

„O liebe Mutter!“ rief er, ihr die Hand küssend, „wie kannst Du so fragen; es gibt ja keine bessere Mutter, als Du bist, Niemanden auf der weiten Erde, der heiligere Rechte auf mein Vertrauen hätte, als Du.“

„Aber Du verhüllst Deine Seele vor mir, Du hast ein Geheimniß vor mir, das mich ängstigt zum Tode.“

„Geheimnisse hat wohl jeder Mensch, auch vor denen, die ihm am nächsten stehen, und gewisse Dinge muß der Mann dem Weibe verbergen. Du ängstest Dich ohne Noth, liebe Mutter.“

„Eine mächtige Stimme sagt mir das Gegentheil,“ versicherte die Gräfin. „Camillo, Du hast Dich von Deinem edlen, feurigen Herzen zu einem Plane hinreißen lassen, der uns Alle zu verderben droht!“

„Du würdest anders denken, wenn ich mich Dir entdecken dürfte,“ sagte Camillo; „aber ein Schwur bindet meine Zunge. Ich beschwöre Dich, Deine Besorgniß zu mäßigen und mir zu glauben, daß sie grundlos ist, daß meine Sache gut steht.“

„Und meine Bitten, meine Thränen vermögen nicht, Dich von Deinem Beginnen zurückzuhalten?“ flehte die Gräfin.

„Ich werde Dir in allen Stücken ein gehorsamer Sohn sein," sagte er weich, doch entschieden; „doch wo die Mannespflicht gebietet, den eigenen Weg zu gehen, da laß Deinem Sohne Freiheit!"

„Ihr harten, ehernen Männer mit euren eigenen Wegen, die über gebrochene Herzen gehen!" rief die Gräfin.

„Meine theure Mutter, glaube mir, daß dem Manne manchmal auch das Herz brechen will im Kampfe zwischen Pflicht und Liebe — aber es hilft nichts, die Pflicht muß doch siegen."

Die Gräfin gab es auf, in das Geheimniß ihres Sohnes einzudringen und ihn von dem Plane, den sie ahnte, abzubringen. Als er sich auf sein Zimmer zurückgezogen hatte, sank sie auf ihre Kniee und empfahl das Leben des Geliebten im brünstigen Gebete dem Lenker aller Geschicke der Welten wie der Menschen.

Digitized by Google

Siebentes Capitel.

Major von Retzow.

Oesterreich hatte seinen Verrath ausgeführt und dafür die Stelle eines Kriegssekretärs erhalten — ein Preis, der ihn nicht vollständig befriedigte, der aber mit der Aussicht auf höhern Lohn verknüpft war. Die Hauptsache war ihm jetzt, daß er volle Freiheit erlangt hatte, seinen Rachegelüsten gegen Doris seinen Lauf zu lassen.

Er hatte demselben schon durch den zu Stande gebrachten Verkauf des Gutes Freibergsdorf an den preußischen Grafen von Wartensleben vorgearbeitet. Dieses Gut gehörte nämlich bisher der Gräfin S., und in dem dazu gehörigen Dorfe wohnte die Bäuerin, bei welcher Doris' Kind gestorben war. Das Verbrechen, dessen er diese anklagen wollte, gehörte vor das Forum des dortigen Patrimonialgerichtes. War nun schon der Vorstand dieses Gerichtes ganz der Mann, wie ihn Oesterreich

brauchte, so war derselbe doch von der Gerichtsherrschaft abhängig und mußte sich scheuen, gegen eine Angeklagte, die von dieser beschützt ward, die Strenge des Gesetzes in Anwendung zu bringen. Nichts konnte daher für Oesterreich erwünschter sein, als daß die Gräfin sich dieses im Concurs erstandenen Gutes wieder entledigen wollte, und er gab sich alle mögliche Mühe, einen guten Käufer dafür zu finden. Seine Mühe war nicht erfolglos; der Handel ward abgeschlossen und die Gräfin S. hatte dem Gerichtsdirektor von Freibergsdorf nichts mehr zu befehlen. Das Recht konnte also dort in Oesterreich's Sinne seinen Lauf haben.

Bevor er jedoch weitere Schritte zur Ausführung seiner Anklage that, mußte er den 10. Oktober vorüber lassen, der seine Anwesenheit in der Hauptstadt unerläßlich machte.

Ohne die geringste Ahnung, daß das sichere Verderben auf sie lauert, verfolgten die Verschworenen ihren Plan. Graf Camillo ward immer muthiger, immer sicherer, je näher die Stunde der Ausführung kam, indeß seine Mutter immer angstvoller und schwermüthiger ward. Ein nochmaliger Versuch, den Doris, auf's Tiefste gerührt durch das Leid ihrer Wohlthäterin wagte, den jungen Grafen von seinem Unternehmen abzubringen, schlug ebenso fehl wie der erste.

Digitized by Google

Während nun die Tage in ſolcher Angſt für die Einen, in ſolcher Spannung der Thatluſt für die Andern dahin gingen, fuhr Doris fort Emma's Bild zu malen. Trotz der Beſchränkung, die ihr hinſichtlich der Unterhaltung mit dem jungen Mädchen auferlegt war, fand ſie doch ſchnell den Weg zu ſeinem Herzen, und wie es ſich ihr vertrauend zuneigte, ſo gewann ſie es auch täglich lieber. Bald beſtand zwiſchen Beiden das herzlichſte Einverſtändniß, und ſie konnten einander durch Blicke und Mienen Manches mittheilen, was ſie der Sprache nicht anzuvertrauen wagen durften. So konnte Doris der jugendlichen Freundin Kunde von ihrem Vater bringen, ohne daß der Späher im Nebengemach oder die Reibold es merkte.

Der Späher im Nebengemach war aber nicht mehr Oeſterreich, ſondern der Major von Retzow ſelbſt. Dieſen hatte die Neugier getrieben, den erſteren abzulöſen. Schon längſt hatte er gewünſcht die Malerin Doris kennen zu lernen, aber ſie hatte ſich ihm ſtets entzogen. Die gegenwärtige Gelegenheit, ſie ungeſehen zu beobachten, konnte er nicht unbenutzt laſſen. Da ſah er die prächtige, vollerblühte Roſe neben der lieblichſten aller Knospen. Er war hoch überraſcht von der Majeſtät der Erſcheinung, welche die Malerin darbot. Er war eine ſinnliche Natur, aber dabei genial genug, um das geiſtige Element der Schönheit zu verſtehen und zu ſchätzen. Er hatte es ſchon

in Emma erkannt und gewürdigt, er konnte es nicht verkennen an Doris, wo es ihm mit größerer Macht entgegen trat. Er wußte nicht, sollte er der Malerin oder Emma den Preis der Schönheit zuerkennen. Zwar versprach Letztere eine nach allen Seiten vollendete Schönheit zu werden, wenn sie einmal völlig erblüht sein würde, aber Doris war erblüht, und wenn schon keine regelmäßige, nach allen Seiten das künstlerische Auge befriedigende Schönheit, so doch eine Erscheinung von überwältigendem Reiz.

„Bei Gott! dieses Weib könnte mich zum Platoniker machen!“ rief Retzow bei sich aus, als er sie so betrachtete. „Welch' ein Leuchten des Geistes bei der üppigsten Entfaltung der Formen! Unwiderstehlich drückt der Adel ihres Antlitzes den rebellischen Titanen Sinnlichkeit zu Boden.“ — „Ich darf sie wahrlich nicht länger ansehen, sonst werde ich ein Narr!“ sagte er nach einer Pause, stand leise auf und schlich sich auf den Zehen an's Fenster. „Will diese dämonische Lust am Weibe,“ sprach er dort bei sich, „wieder umschlagen in die alte Thorheit, die mir so viel Jammer bereitet? Bin ich noch nicht geheilt von dem Wahne, der im Weibe ein höheres Wesen sucht? Schäme dich, alter Don Juan! Du warst unglücklich, als du platonisch schwärmtest; du warst glücklich, als du reell genossest—halte fest an der Philosophie des Glückes!“

Es zog ihn aber doch wieder hin an das Guckfensterchen, wo er sich auf's Neue in das Schönheitswunder versenkte, das seiner „Philosophie des Glückes" so gefährlich war. Er hatte sich freilich vorgenommen, dasselbe jetzt mit anderen, nüchternen Augen zu betrachten. Allein, ob er auch allen Cynismus seiner Philosophie zu Hilfe nahm, er erlag doch auf's Neue dem Reiz, den Doris auf seine bessere Natur übte. Als er sich endlich erinnerte, daß er als Platzmajor in der jetzigen verhängnißvollen Zeit ganz andere Pflichten hatte, und sich daher von der Erscheinung, die ihn so mächtig fesselte, losriß, that er es mit dem Vorsatz, die nähere Bekanntschaft der Malerin zu suchen.

Als Platzmajor hatte er hauptsächlich die Maßregeln zu leiten, welche zur Vereitelung des Complots der verschworenen Preußenfeinde ergriffen werden mußten. In aller Stille wurden Vorkehrungen getroffen, daß die Verschworenen in der Stunde der Ausführung ihres Planes aufgehoben würden. Die Besatzungen der bedrohten Thore wurden zur mehreren Vorsicht verstärkt, doch ohne alles Aufsehen nur während der Nacht.

So sehr diese und ähnliche Vorkehrungen die Aufmerksamkeit und Zeit des Majors von Retzow in Anspruch nahmen, so vergaß er darüber doch die Malerin nicht, die einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Digitized by Google

Er beſchloß zwar ſie nicht eher wiederzuſehen und ſich ihr nicht eher zu nähern, bis die Stunde der kriegeriſchen Gefahr vorüber war. Dann war auch das Bild Emma's ſeiner Vollendung nahe, und eine ſchickliche Belohnung ihres Werkes gab ihm Gelegenheit, die Bekanntſchaft mit ihr anzuknüpfen. Inzwiſchen aber veranlaßte er Menzel, Erkundigungen über ihre Lebensweiſe einzuziehen, ob ſie irgend ein zärtliches Verhältniß habe und mit wem.

„Da kann Ihnen der neue Kriegsſekräter Oeſterreich die vollſtändigſte Ausſicht geben," ſagte Menzel. „Der iſt ſelbſt einmal ihr Liebhaber geweſen und kennt ihre ganze Lebensgeſchichte."

„Dann beſcheiden Sie ihn einmal zu mir," befahl der Major, und Menzel ſäumte nicht dem Befehl nachzukommen.

„Sie kennen die Malerin Doris genau?" redete der Major den nicht lange auf ſich warten laſſenden Oeſterreich an.

„Ich habe ſie wenigſtens gekannt," antwortete dieſer.

„Menzel ſagte mir, Sie wären ihr Liebhaber geweſen."

„Ich kann nicht leugnen, daß ich es war."

„Aber Sie reüſſirten nicht?"

„Der lebendige Beweis, daß ich reüssirte, liegt todt auf dem Kirchhof ihres früheren Wohnortes.“

„Was sagen Sie?“ fuhr der Major auf; „wie soll ich das verstehen?“

„Die Malerin war die Mutter meines Kindes,“ antwortete Oesterreich.

„Elender Prahler! Sie lügen!“

„Fragen Sie die Gräfin S. — oder die Malerin selbst.“

„So war sie mit Ihnen verheirathet?“

„Noch nicht — aber ich wollte sie heirathen.“

Der Major ging höchst aufgeregt im Zimmer auf und ab. Auf einmal blieb er stehen und schlug sich vor die Stirn mit dem Ausruf: „Ich Dummkopf! welchen Streich mir die verdammte Romantik wieder einmal gespielt! Die Mätresse eines solchen Lumps für ein höheres Wesen anzusehen — das ist zu lächerlich!“ — Er ging wieder im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor Oesterreich stehen und sagte: „Warum haben Sie die Person nicht geheirathet? Für einen Mann wie Sie war sie immerhin eine annehmbare Partie.“

„Ich mochte keine Kindesmörderin heirathen.“

„Wie? was? Kindesmörderin? Wer ist eine Kindesmörderin? Reden Sie!“

„Wir sprechen doch nur von der Malerin Doris,

oder wie sie eigentlich heißt, Dorothee Helbig. Ich sage Ihnen, Herr Major, sie hat mein Kind gemordet. Ach, es war ein so liebliches, herziges Kind; ich kann es nicht vergessen." Dabei vergoß der Elende Thränen.

Der Major sah ihn starr an. Die Beschuldigung schien ihm unglaublich, und doch war sie auch wieder zu furchtbar, als daß sie nach seiner Meinung Jemand aus der Luft greifen konnte. „Sie sind wahnsinnig, Mensch!" sagte er endlich.

„O wollte Gott, ich wäre es!" versetzte Oesterreich; „zehntausendmal besser, als den Tod eines geliebten Kindes durch die Hand der eigenen Mutter beklagen zu müssen."

„Warum haben Sie denn die Verbrecherin nicht der gerechten Strafe übergeben?"

„Ich hatte sie so sehr geliebt — ich konnte sie unmöglich anzeigen — ich überließ sie ihrem innern Richter — vielleicht, daß sie Gottes Güte zur Buße leitete!"

Der Major setzte sich dem Kriegssekräter gegenüber. „Ich weiß nicht, was ich denken soll," sagte er. „Ich habe die Malerin heute das erstemal gesehen, und ich bekenne, die Erscheinung hat mich frappirt. Wenn sie das Verbrechen, dessen Sie sie zeihen, wirklich begangen, dann hat ein Teufel sich in die Gestalt eines Engels gekleidet."

„Auch Lucretia Borgia war ſchön wie ein Engel, und doch ein moraliſches Ungeheuer," bemerkte Oeſterreich.

„Wahr, wahr!" beſtätigte der Major; „o trau' Einer der Larve eines Weibes! Doch ſagen Sie mir, haben Sie Beweiſe für Ihre Beſchuldigung?"

„Beweiſe genug," verſicherte Oeſterreich. „Wenn ich Ihnen die ganze Geſchichte erzählt haben werde, wird auch Ihnen kein Zweifel an das Verbrechen mehr übrig bleiben."

„So erzählen Sie."

„Ich ſollte wohl lieber die Geſchichte zudecken, denn die elende Perſon dauert mich doch."

„Erzählen Sie, ſage ich!"

„Wollen Sie mir die traurige Geſchichte nicht lieber erlaſſen, Herr Major?"

„Zum letztenmale, erzählen Sie, oder ich halte Sie für einen ſchwarzen Verläumder und züchtige Sie!"

„Es kommt mir ſchwer an, doch ich gehorche," ſagte Oeſterreich. „Die Malerin lebte mit ihrem Kinde auf dem Gute unſerer gemeinſchaftlichen Gönnerin, das ſeit ein paar Tagen dem Herrn Grafen von Wartensleben gehört. Sie hatte ſchon früher ein außerordentliches Talent zum Zeichnen gezeigt, und dieſes entwickelte ſich, von der Gräfin aufgemuntert, mit reißender Schnelligkeit. Dadurch fand ſich die Gräfin bewogen, das Mädchen

nach Dresden zu dem Maler und Gallerie-Inſpector Riedel in die Lehre zu thun. Natürlich war ich damit einverſtanden, denn warum hätte ich der Ausbildung eines ſo ſchönen Talentes entgegen ſein ſollen? Sie übergab das Kind einer Bäuerin zur Pflege und ging nach Dresden. Das Kind gedieh trefflich unter der Pflege der Bäuerin, die es hielt wie ihr eigenes Kind. Es war aber auch ein kleiner Engel, und nie habe ich ein geſunderes, kräftigeres Kind geſehen. Ein Jahr verging, ehe ſeine Mutter einmal kam, es zu ſehen. Anfangs ſchrieb ſie fleißig, erkundigte ſich ſehr ſorgſam nach dem Befinden der Kleinen und ſchickte ihr kleine Geſchenke. Aber nach und nach ſchrieb ſie mir ſeltener, fragte nur ganz kalt nach dem Kinde und ſchickte ihm nichts mehr. Das fiel mir wohl auf, aber wie hätte ich denken können, daß ſie zu einer ſolchen Rabenmutter entarten würde! Als ein Jahr um war, kam ſie auf Beſuch. Ich erkannte ſie kaum wieder. Aus dem ſchlichten Landmädchen war eine vornehme Dame geworden. Mich behandelte ſie mit auffallender Kälte. Nach ihrem Kinde fragte ſie kaum. Als ich ſie bat, mit zu ihm zu gehen, ſagte ſie unwillig: ich werde den Balg zeitig genug ſehen. Dieſe Sprache ſchnitt mir durch das Herz. Am folgenden Morgen kam die Pflegemutter des Kindes ganz außer ſich zu mir und meldete, ihr Liebling ſei in der Nacht heftig erkrankt und wolle erſticken.

Digitized by Google

Ich eilte ſogleich mit ihr an das Krankenbett. Unterwegs erzählte mir die Bäuerin, die Mutter ſei noch Abends ſpät gekommen, ihr Kind zu ſehen; ſie habe ſehr zärtlich mit ihm gethan, habe ihm Pfefferkuchen gegeben und ſei ein paar Stunden bei ihm geblieben. Als ich zu meinem armen Kinde kam, rang es mit dem Tode. Ich ſchickte die Bäuerin zu ſeiner Mutter, indeß ich es auf meine Arme nahm und ſeine Leiden zu lindern ſuchte. Die Mutter kam mit der Bäuerin. Sie flößte dem Kinde einen Saft ein, der ihm wohl zu thun ſchien. Es athmete etwas leichter und ward ruhiger. Bald ſchlief es ein, und ich glaubte ſchon, es ſei gerettet. Dore ſetzte ſich neben ſein Bettchen, neben dem ſie bleiben zu wollen erklärte, indeß ich zu meinen Geſchäften zurückkehrte. Erſt am Abend konnte ich wieder zu dem kranken Kinde gehen — wie ich kam, war es eine Leiche. Ich ſank vor Jammer faſt in Ohnmacht; Dore aber war ruhig und gefaßt. Und ſie blieb es, bis das Kind in's Grab geſenkt ward. Da weinte ſie noch einmal laut auf, dann zog ſie ſich ruhig auf ihr Zimmer zurück und reiſte den andern Tag nach Dresden zurück, ohne von mir Abſchied zu nehmen. Ihr Betragen gab mir mancherlei zu denken. Aber ich mochte nicht dem gräßlichen Argwohn Raum geben, der ſich in meiner Seele erhob, bis eine Aeußerung der Bäuerin ihn dergeſtalt weckte, daß ich ihn nicht mehr beſchwören konnte.

Digitized by Google

Sie ſagte zu mir nach einiger Zeit: der Tod des kleinen Engels iſt nicht mit rechten Dingen zugegangen — in den Pfefferkuchen muß Etwas geweſen ſein. Jetzt vergegenwärtigte ich mir alle Umſtände vor und während des Todesfalles — die Veränderung in dem ganzen Weſen der Malerin, ihre Kälte gegen mich, den Vater ihres Kindes, die Art, wie ſie von ihrem Kinde ſprach und mit mir es zu beſuchen verweigerte, ihr alleiniger Beſuch zur Nachtzeit, das Füttern mit Pfefferkuchen und das plötzliche Erkranken des bis dahin ſo geſunden Kindes, endlich die Ruhe und Faſſung bei ſeinem Tode und nachher — Alles dies zeugte nur zu laut gegen die unnatürliche Mutter. Von ihrem Verbrechen überzeugt, riß ich die Liebe zu ihr aus meinem Herzen, und zog mich gänzlich von ihr zurück — aber ſie vor Gericht zu verklagen, das vermochte ich nicht. Habe ich damit Unrecht gethan, ſo möge Gott mir verzeihen."

Der Major war ſehr ernſt geworden bei dieſer aus Wahrheit und Unwahrheit gewobenen Erzählung. „Wenn Alles ſo iſt, wie Sie berichtet, ſo iſt allerdings der Schein ſtark wider die Malerin — aber ich kann mir nicht denken, was ſie zu einem ſo widernatürlichen Verbrechen getrieben haben ſollte; ich finde kein Motiv dafür, das ſtark genug wäre."

„Jedenfalls war das Kind ihrem Ehrgeiz im Wege,"

erklärte Oesterreich; „die glücklichen Fortschritte, die sie in der Malerei machte, mögen ihr eine neue glänzende Zukunft in Aussicht gestellt haben, das dunkle Loos an der Seite eines armen Sekretärs mag ihr diesen Aussichten gegenüber zu jämmerlich vorgekommen sein — aber zu einem andern glänzenden Looſe stand ihr das Kind der Sünde im Wege."

„Der Ehrgeiz hat allerdings schon fürchterliche Verbrechen erzeugt," meinte der Major und versank in ernstes Sinnen. Nach einiger Zeit sagte er: „Ein natürlicheres Motiv für eine solche Unthat wäre eine starke Liebe — sollte die Malerin vielleicht eine Liaison mit dem Sohne ihrer Gönnerin, dem jungen Grafen S., haben?"

„Nicht, daß ich wüßte," erwiederte Oesterreich. „Dieser hat jetzt keinen Sinn für Liebschaften, sein Tichten und Trachten ist auf sein Complot gerichtet."

„Der arme Narr!" spottete der Major; „der träumt sich auch schon ewigen Ruhm als Retter des Vaterlandes, und eines schönen Morgens werden ihm zwölf Preußenkugeln die bittere Lehre geben, daß Preußens Stern höher steht, als daß solche Knabenhände ihn zu Boden reißen könnten. — Um wieder auf die Malerin zurückzukommen, so sagen Sie vor der Hand Niemand etwas von Ihrer Geschichte. Ich kann und mag nicht so ohne Weiteres an die Schuld dieser Person glauben —

ich muß ſie ſelbſt näher kennen lernen und prüfen. Finde ich Ihren Verdacht begründet, ſo rettet ſie keine Macht vor dem Arm der Gerechtigkeit.“

„O möchten Sie das Gegentheil von dem finden, was ſich mir als Uiberzeugung aufgedrängt — wie glücklich würde es mich machen!“ ſagte Oeſterreich.

Der Major entließ ihn hierauf.

Wie Jener wieder allein war, vergegenwärtigte er ſich noch einmal ganz die Geſtalt Derjenigen, wider die eine ſo furchtbare Anklage erhoben worden war. Sie ſtand wieder vor ihm in ihrer ganzen Majeſtät, womit ſie nach ſeinem eigenen Ausdruck in ihm „den Titanen der Sinnlichkeit zu Boden gedrückt“. Ihr klares, tiefes, geiſtvolles Auge allein ſchien die Anklage vollſtändig Lügen zu ſtrafen. Und doch — wie bitter hatte er ſich ſchon in den ſchönſten, ſeelenvollſten Augen, in den unſchuldigſten und frömmſten Mienen getäuſcht!

Der Major von Retzow war von Natur nicht zum Böſen angelegt. Er hatte in ſeiner Jugend eine für alles Große und Schöne empfängliche Seele gehabt. Er hatte ſich mit glühender Wärme an einen Jugendfreund hingegeben — und war von ihm verrathen worden. Dann hatte er geliebt mit aller Schwärmerei einer erſten reinen Jünglingsliebe. Die Geliebte war ihm wie ein Weſen aus höhern Welten erſchienen — bis er ſie in den Armen

eines Wüſtlings überraſcht, der in vollen Zügen genoß, was er ſich nicht zu denken erlaubte. Es geht ein Mährchen, daß die erſte Liebe die einzige wahre, oder doch die heißeſte ſei. Das iſt eben nur ein Mährchen, wenigſtens bei reichen, kräftigen Organiſationen. Retzow überwand den furchtbaren Schmerz, den der Verrath ſeiner erſten Liebe ihm bereitet, ſehr ſchwer, aber er überwand ihn, und liebte nach Jahren wieder, heißer und inniger als das erſtemal. Jetzt war er in der Lage, das Mädchen ſeiner Liebe durch das Band der Ehe für immer an ſich zu feſſeln. Eine wunderſelige Zeit verflog ihm an der Seite ſeiner jungen Gattin, die die verkörperte Liebe ſelbſt zu ſein ſchien. Da riefen ihn die Trompeten des Krieges aus ihren Armen, als ſie kaum ſeinen Erſtgeborenen den ſüßen Namen „Vater“ lallen gelehrt. Er zog in's Feld mit Schmerz zwar über die Trennung, aber auch mit der tröſtlichen Uiberzeugung, daß keine Entfernung ihre Seele von der ſeinen ſcheiden könne. Und als der erſte Waffenſtillſtand ihm geſtattete heim zu eilen, um Weib und Kind an ſein Herz zu ſchließen und die ſchönen Honigmonate wieder zu erneuen — da erlebte er die Schmach, daß ein girrender Knabe Beſitz genommen hatte von ſeinem Paradies, während er draußen für König und Vaterland als Held geblutet. Da zertrümmerte er mit heißem Grimm den häuslichen Herd und zog wieder

hinaus in den blutigen Krieg. Nun wäre es wohl bei ihm für immer vorbei gewesen mit der Liebe, hätte er nicht eine unverwüstliche Liebesquelle im Busen getragen. Auch die zweite Liebeswunde vernarbte und er liebte auf's Neue, aber wie man ohne Glauben an das Weib lieben kann. Die Lust am Weibe war ihm geblieben, aber der Glaube an seine höhere Natur war ihm entschwunden. Viele Frauen zogen ihn an und er zog sie an, aber keine fesselte ihn auf die Dauer. Sein Glück bei den Weibern ward sprüchwörtlich in der ganzen preußischen Armee. Und doch fand er keine Befriedigung in diesen Siegen, oft ward er ihrer überdrüssig und sehnte sich zurück nach den Träumen und dem Glauben seiner Jugend. So war er im Innern besser, als sein Ruf, der ihn zum vollendeten Don Juan stempelte, wie er sich denn selbst einen solchen nannte. Das Bedürfniß einer innigeren und dauernden Herzensneigung regte sich fort und fort in seinem Innern; es hatte einen nicht geringen Antheil an seinem Verfahren gegen die schöne Zitherspielerin. Die Macht ihrer Reize hatte zwar zunächst seine sinnliche Natur entflammt, aber der ideale Zug ihres Wesens hatte ihn abgehalten, diese Blume ohne Weiteres zu knicken. Er wollte sie erst zur vollen Entfaltung kommen lassen und durch Wohlthaten an sich ketten. Durch das Mittel der Dankbarkeit sollte sie seine Geliebte, seine Favorite

werden, bei der er Erholung finden wollte von den Strapazen und Gräueln des Krieges. Er legte die ganze Poesie, die ihm noch geblieben war, in das Verhältniß. Er wußte nicht, wie lange ihn der Krieg noch in Dresden und überhaupt im Felde zurückhalten würde. Sobald eine Aenderung der Dinge eintreten würde, die ihm gestattete, sich in das Privatleben zurückzuziehen, wollte er das schöne Mädchen mit auf seine Güter nehmen und sich das Leben an ihrer Seite angenehm machen, wie ein Emir des Morgenlandes. Die anspruchlose Tochter des Volkes, meinte er, würde mit der Rolle einer Odaliske fürlieb nehmen und ihm eine ergebene Sklavin sein. Er meinte, diese Stellung sei der Natur des Weibes die angemessenste.

Nun war eine andere Erscheinung neben jener aufgetreten und hatte sie beinahe verdunkelt, hatte ihn an die einst innig geglaubte Würde des Weibes gemahnt — ja er war nahe daran gewesen, trotz allen Erfahrungen, ihren zertrümmerten Altar wieder aufzurichten. Da muß er hören, daß dies Weib längst gefallen, ja daß sie eine abscheuliche Verbrecherin geworden. Wohl rief eine mächtige Stimme in ihm: nein, es kann nicht sein! aber sie war doch nicht mächtig genug, diesen Protest zur festen Uiberzeugung zu erheben.

Während er so zwischen ganz entgegengesetzten Ur-

theilen hin und her ſchwankte, ward ihm Menzel gemeldet. Mit ſchwer verhaltenem Unwillen ließ er den Spion eintreten.

„Was bringen Sie mir wieder?“ fragte er barſch.

„Eine Spur von dem Deſerteur Hertwig,“ antwortete Menzel.

„Von dem Vater Emma's?“ fragte der Major beſſer geſtimmt.

„Ja — nach allen eingezogenen Erkundigungen hält ihn die Malerin Doris in ihrer Wohnung verſteckt.“

„Schon wieder dieſe!“ rief der Major. „Rapportiren Sie ordentlich!“

„Ich hatte meine Vermuthung,“ berichtete Menzel, „daß der Graf S. den Deſerteur von ſich ausquartirt und bei der Malerin untergebracht haben könnte. Ich legte mich deshalb um das Haus, wo ſie wohnt, auf Kundſchaft. Lange konnte ich nicht das Mindeſte erſpähen, was die Richtigkeit meiner Vermuthung beſtätigte. Da ſuchte ich die Bekanntſchaft der alten Frau, welche der Malerin haushält. Da aus ihr nichts herauszubringen war, erforſchte ich ihre ſchwache Seite, die in einer ſtarken Neigung zu geiſtigem Getränk beſtand. Es gelang mir, ſie in einen Schnapsladen zu locken und von ihr ſoviel herauszubringen, daß in einem unbewohnten Hinterſtübchen der Malerin Jemand verſteckt ſein müſſe, den der junge

Graf S. gut kenne. Derſelbe ſei öfters zu der Malerin gekommen, habe ſich von dieſer den Schlüſſel zu dem Stübchen geben laſſen, und ſei zu halben Stunden darin geblieben. Auch habe ſie, die Haushälterin, ihre Mamſell öfters Eſſen hinter tragen ſehen. Etwas Näheres konnte ſie mir nicht angeben. Ich ließ mir hierauf die Lage des Hinterſtübchens genau beſchreiben und entließ die Frau. Seitdem ſuchte ich das Geſicht des geheimnißvollen Bewohners des beſchriebenen Stübchens am Fenſter zu erſpähen. Ich ſchlich mich in den Hof und verſteckte mich im Waſſerhauſe, von wo aus ich das Fenſter des Stübchens ſehen konnte. Aber erſt heute war ich ſo glücklich den Kopf eines Mannes daran zu erblicken, der dem bekannten Signalement entſprach. Ich eilte ſpornſtreichs zu Ihnen, Ihnen meine Meldung zu machen und Ihre Verhaltsbefehle einzuholen."

„Das muß man ſagen, ein geborener Spürhund ſind Sie," ſagte der Major; „es ſoll mich wundern, wenn Sie eines ehrlichen Todes ſterben. Es verſteht ſich, daß wir die erhaltenen Indicien weiter verfolgen müſſen. Aber ich ſelbſt werde die Sache in die Hand nehmen. Rufen Sie mir meine Ordonnanz. Ihrer bedarf ich vor der Hand weiter nicht."

Menzel trat ab. Bald darauf erſchien die Ordonnanz. Der Major ſchrieb ein paar Zeilen auf ein Blatt

Digitized by Google

Papier, faltete dies und gab es dem Soldaten mit den Worten: „An den Commandanten der Hauptwache!“

Der Soldat ging.

Der Major legte Uniform und Degen an. Nach einer Viertelstunde trat ein Unteroffizier von der Wache ein und meldete sich nebst sechs Gemeinen eingetroffen, die vor dem Hause aufmarschirt seien.

„Er führt die 6 Mann nach dem Judenhof vor das Haus Nr. 3,“ befahl der Major, „aber erst fünf Minuten, nachdem ich dahin abgegangen bin; 2 Mann stellt Er vor dem Hause auf und instruirt sie, daß sie Niemanden ohne meine Erlaubniß herauslassen; 2 Mann stellt Er in den Hof, und mit den übrigen 2 Mann postirt er sich selbst auf die Treppe zum zweiten Stock.“

„Sehr wohl!“ sagte der Unteroffizier, und machte auf den Wink des Majors Rechts umkehrt.

Der Major folgte ihm auf dem Fuße und ging nach dem nahen Judenhofe.

Doris war zu Hause und stand eben am Fenster, als der Major über den Judenhof gerade auf ihr Haus zuschritt. Ihn sehen und von der Ahnung durchzuckt werden, dieser Besuch könne wohl ihrem versteckten Gaste gelten, war Eins. Mit der außerordentlichen Geistesgegenwart, die ihr immer eigen gewesen, übersah sie sogleich die drohende Gefahr und die Mittel, ihr zu be-

Digitized by Google

gegnen. Mit der größten Ruhe nahm sie den Schlüssel zu dem Hinterstübchen aus ihrem Nähtischchen, eilte in den Vorsaal und verriegelte dessen Thür von innen; dann flog sie durch den langen Corridor nach dem Stübchen.

„Kommen Sie einmal mit mir!“ redete sie den Deserteur an; „ich will Ihnen auf kurze Zeit einen sichereren Aufenthalt anweisen.“

Hertwig wollte sich erst auf Fragen einlassen; aber sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Kaum hatte sie ihr Wohnzimmer erreicht, als an die Thür des Vorsaals stark geklopft wurde. Doris ließ sich dadurch nicht stören; sie führte ihren Schützling durch Wohn- und Arbeitszimmer in ihre Schlafstube. Dort reichte sie ihm eins ihrer Nachtkleider mit einer Nachthaube, hieß ihn beide anziehen und sich dann in das Bett der Haushälterin legen. Dann schloß sie die Thür zu, setzte vor dieselbe eine Staffelei, die sie deckte, und eilte dann zurück nach dem Vorsaal, den ungestümm pochenden Major einzulassen.

Da stand er in dem hellen Vorsaal vor der Person, die vor ihm als Kindesmörderin angeklagt war und die zugleich die Hehlerin eines Deserteurs sein sollte. Da stand sie ruhig und fest, in der ganzen Hoheit ihrer Erscheinung. Die schwarze Anklage verstummte, und der zu

Digitized by Google

ſtrenger Unterſuchung gekommene Stabsoffizier mußte ſich verneigen vor dem wehrloſen Weibe.

„Verzeihen Sie, Mademoiſelle,“ ſagte er, „wenn ich Sie in Ihrer ſtillen Muße ſtöre. Die rauhe Kriegerpflicht zwingt uns leider oft zu Schritten, gegen die unſere Achtung vor zarter Sitte und einem ſtillen Frauenheiligthum ſich ſträubt.“

„Wen habe ich die Ehre, bei mir willkommen zu heißen?“ fragte Doris ruhig, „vorausgeſetzt, daß mir dieſer Beſuch gilt.“

„Ich bin der Platzcommandant, Major von Retzow,“ lautete die Antwort, „und glaube vor der Künſtlerin zu ſtehen, welche die ganze Reſidenz unter dem ſchönen Namen Doris kennt.“

„Dann treten Sie näher,“ ſagte Doris unbefangen und geleitete ihn in ihr Wohnzimmer.

„Es thut mir leid,“ nahm der Major dort das Wort, „daß die Gelegenheit, der ausgezeichneten Malerin meine Bewunderung auszudrücken, ſich an eine ſo unangenehme Veranlaſſung knüpft, daß ich nicht als Kunſtfreund, ſondern als Platzcommandant über Ihre Schwelle geſchritten.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte Doris.

Der Major ſah ſie forſchend an. Ihre Mienen waren klar und ruhig. Wenn ſie den Deſerteur wirklich

verſteckt hält, und doch ſo unſchuldig ausſehen kann, ſo muß ſie eine Meiſterin in der Verſtellungskunſt ſein, dachte der Major. Dann ſagte er: „Es iſt mir angezeigt worden, Sie beherbergten einen Deſerteur in Ihrer Wohnung, und ich komme denſelben zu holen.“

„Ich leugne nicht,“ erwiederte Doris ruhig, „daß ich einen ſolchen Flüchtling, der ſich einem Dienſt, zu dem er wider alles Recht gepreßt worden, entzogen, mehrere Tage beherbergt habe, wie ich es für meine Pflicht halte, jedem ſolchen Unglücklichen, der ſich zu mir flüchtete, Herberge zu geben. Wenn Sie ſich aber nach dem Zimmer begeben wollen, wo ich meinen Gaſt untergebracht hatte, ſo werden Sie das Neſt bereits wieder leer finden.“

„Er war ja vor einer Stunde noch hier,“ verſetzte der Major; „wenigſtens iſt er da an ſeinem Fenſter geſehen worden.“

„Dann muß Ihr Späher eine Viſion gehabt haben,“ erklärte Doris. „Wollen Sie ſich überzeugen, daß das Neſt leer iſt?“

Der Major war bereit mit der Malerin zu gehen. Sie führte ihn nach dem Stübchen, das er nach Menzel's Beſchreibung für das rechte erkannte. Er durchſuchte alle Winkel desſelben. „Dann haben Sie Wind von meinem Beſuche bekommen und den Deſerteur anderswo unter-

gebracht," ſagte er und fügte hinzu: „Ich bitte Sie, Mademoiſelle, bereiten Sie ſich keine Unannehmlichkeit; das Haus iſt beſetzt und ich bin entſchloſſen es vollſtändig zu durchſuchen."

„Dies muß ich mir gefallen laſſen," ſagte Doris; „es iſt einmal Krieg, und wir haben uns in Sachſen ſchon an Vieles gewöhnen müſſen, was uns nicht gefallen konnte."

Der Major kehrte, ohne zu thun, als fühle er den Stich, mit Doris nach dem Vorderhauſe zurück. Hier öffnete er die Thür des Vorſaals und befahl dem inzwiſchen davor aufgeſtellten Unteroffizier mit 2 Mann, einzutreten. Ein Mann ward zur Bewachung der Thür zurückgelaſſen, mit den beiden Anderen erklärte der Major die Durchſuchung der Wohnung der Malerin vornehmen zu wollen.

Doris verlor auch bei dieſem Ernſte der Situation ihre Geiſtesgegenwart nicht. Ruhig öffnete ſie den Kriegsleuten die Thüren zu Küche, Wohn- und Arbeitszimmer. Jeder Winkel und jeder Schrank wurden genau durchſucht. Schon wollte man dieſes Geſchäft in dieſen Räumen als erfolglos aufgeben, als der Unteroffizier die Staffelei vor der Schlafſtubenthür auf die Seite ſchob und die Thür entdeckte. „Halt, da iſt noch eine Thür!" rief er, und der Major befahl ſie zu öffnen.

Doris that, als habe sie den Schlüssel verlegt, und suchte danach. Es vergingen mehrere Minuten, ehe sie ihn fand und die Thür aufschloß. „Ich glaubte, das Schlafzimmer einer Dame werde gegen ein solches Eindringen gesichert sein!“ sagte sie, die Soldaten einlassend.

Der Major entschuldigte sich wieder mit seiner Pflicht und die Durchsuchung begann. Auch das Bett blieb davon nicht verschont. Doris klopfte das Herz fast hörbar, wie man sich ihm näherte; aber ehe die Soldaten noch hinan traten, hatte sie trotz der hier herrschenden Dämmerung erkannt, daß das Bett noch unberührt war. Die Soldaten hoben die Decke auf, sie sahen unter die Bettstelle, sie durchsuchten jeden Winkel, selbst den Kamin — es war kein Mensch zu sehen. Doris selbst wunderte sich im Stillen, wo ihr Schützling hingekommen sei, aber sie athmete leichter, wie die Soldaten sich aus der Stube zurückzogen.

Das ganze Haus ward nun von oben bis unten durchsucht, aber erfolglos. Wie es nichts mehr zu durchsuchen gab, erklärte der Major: „Das Nest scheint allerdings leer zu sein, aber wer weiß, ob der Vogel, wenn er die Gefahr vorüber glaubt, es nicht doch wieder sucht. Ich sehe mich genöthigt, meine Mannschaft als Wache zurückzulassen.“

Digitized by Google

„Auch das muß ich mir gefallen lassen," sagte Doris.

„Und zwar werde ich Ihnen selbst zwei Mann in Ihr Wohnzimmer legen."

„In mein Wohnzimmer?" fragte Doris; „das ist mir allerdings der Plackerei zu viel!"

„Sie können sich ihr entziehen, wenn Sie sagen, wo der Deserteur ist," entgegnete der Major.

„Das kann ich nicht," erklärte Doris; „ich weiß gewiß und wahrhaftig nicht, wo er jetzt ist."

Der Major sah sie scharf an und mußte die große Ruhe bewundern, die sie an den Tag legte. „Dann kann ich Ihnen nicht helfen, ich muß Ihnen Einquartierung geben."

„Legen Sie eine ganze Compagnie in das Haus — meinetwegen in meinen Vorsaal; aber in meine Zimmer lasse ich keinen Mann!" sagte Doris mit einer Entschiedenheit, die den Major auf's Höchste frappirte.

„Sie wollen sich doch der bewaffneten Macht nicht widersetzen?" sagte er.

„Ja, das denke ich zu thun," sagte sie. „Eine solche Verletzung aller Sitte und aller Rücksichten gegen eine alleinstehende Dame werde ich nach dem Maße meiner Kräfte und mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zurückweisen."

Digitized by Google

Sie ſchien dem Major zu wachſen, indem ſie ſo ſprach. „Was ſind Ihre Kräfte gegen die eines einzigen dieſer Soldaten?“ entgegnete er, „und welche Waffe haben Sie den ihrigen entgegenzuſetzen?“

Doris riß aus ihrem Buſen eine Phiole und erwiederte, ſie emporhaltend: „Mit dieſem Fläſchchen voll flüßigen Höllenfeuers habe ich mich ſchon gegen Räuber und Mörder vertheidigt. Der erſte Soldat, der als bleibende Wache über meine Schwelle dränge, wäre blind und entſtellt für immer!“

Der Major, der in mancher Schlacht dem tauſendfachen Tode muthig in die Augen geblickt, erbebte vor dem Tone, in welchem Doris dieſe Drohung ausſprach. Ihm war, als ſtände er vor der zürnenden Pallas Athene.

Auch die Soldaten ſtanden verdutzt, Gewehr beim Fuß, und ſtarrten die impoſante Erſcheinung an. „Die hat den Teufel im Leibe!“ murmelte der Unteroffizier zwiſchen den Zähnen.

Sie iſt entweder eine Göttin, oder ein Teufel! dachte der Major, wußte aber lange nicht, was er ihr laut entgegnen ſollte. Endlich ſagte er:

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, den Deſerteur auszuliefern, falls er wieder in Ihr Haus kommen ſollte?“

„Ich gebe Ihnen die heilige Verſicherung, daß ich in dieſem Falle nach Pflicht und Gewiſſen handeln würde.“

Digitized by Google

Der Major verstand recht wohl den Doppelsinn dieser Aeußerung, aber gefangen wie er war von ihrer Hoheit und der Scham, gegen ein Weib Krieg führen zu sollen, war er froh, vor seinen Soldaten den Schein einer Rechtfertigung für die Zurücknahme der angedrohten Maßregel zu haben. Er befahl den Soldaten abzuziehen.

„Mademoiselle," sagte er, als sie fort waren, „Sie können jetzt Ihre furchtbare Waffe wieder einstecken — von mir haben Sie keine Gewalt zu fürchten. Fürchten Sie aber den zweifelhaften Ausgang eines Kampfes in meiner Seele, den die höchste Meinung von Ihrem Charakter mit dem tiefsten Abscheu kämpft. Wehe Ihnen, wenn der letztere Sieger bleibt. Dann erreicht Sie sicher, nicht das Schwert des Soldaten, sondern der Arm des Richters."

Jetzt war es an Doris, sich zu verwundern. Sie starrte den Mann, der in solchen Räthseln für sie sprach, betroffen an. Er verneigte sich flüchtig, mit einem letzten forschenden Blick und ging. Sie sah ihm lange verwundert nach.

Digitized by Google

Achtes Capitel.

Das Attentat.

Hertwig hatte die Verkleidung und das Liegen im Bett doch nicht für ganz sicher gehalten. Er hatte sich nach einem andern Rettungsmittel umgesehen, und solches bald in dem Kamin entdeckt, das direct mit dem Schornstein in Verbindung stand. Ohne sich zu verkleiden, war er da hineingekrochen und hatte glücklich die Mündung des Schornsteins erreicht, wo er wartete, bis er glaubte, die nahe gewesene Gefahr sei vorüber.

Doris saß gegen Mittag in ihrem Atelier, als plötzlich ihre Haushälterin durch die Schlafstubenthür eintrat und laut schreiend: „Der Teufel! der Teufel!“ auf Doris zustürzte.

„Was ist denn los?“ fragte diese halb erschrocken, halb unwillig. „Hat Sie wieder einmal getrunken?“ Denn schon öfters hatte Doris Ursache gehabt, an der

ſonſt braven Dienerin eine unglückſelige Vorliebe für gebranntes Waſſer zu rügen.

Die Frau deutete mit angſtverzerrten Mienen nach der Schlafſtube und rief: „Dort d'rin — am Kamin —“

Doris, die ſich ſchon den Kopf zerbrochen, wo Hertwig hingekommen, ahnte ſogleich, daß dieſer im Schornſtein verſteckt geweſen, und jetzt wieder zum Vorſchein gekommen, der Haushälterin den Schreck verurſacht haben möge. Sie eilte in die Schlafſtube und fand ihre Ahnung beſtätigt.

„Wie ſteht's? iſt alles gut?“ fragte er die Eintretende.

„Es war ein Glück, daß Sie ſich anders halfen, als ich Ihnen gerathen,“ ſagte Doris. „Nur ſo ſind Sie der Gefahr, gefangen zu werden, entgangen. Jetzt iſt ſie vorüber, wie ich hoffe. Kommen Sie meine Haushälterin von dem Schreck zu befreien, den ihr Ihr unerwartetes Erſcheinen mit dem berusten Geſicht verurſacht. Sie mag Ihnen dann das Erforderliche zur Reinigung geben.“

Die Haushälterin hatte ſich bleich und am ganzen Leibe zitternd in eine Zimmerecke gedrückt. Sie fuhr zuſammen, wie ihr „Teufel“ an der Hand ihrer Gebieterin hereintrat. Dieſe ſagte: „Der Mann iſt mein Vetter und mein Gaſt. Er iſt vor den preußiſchen Soldaten auf der Flucht. Sie war dieſen Vormittag ausgegangen, wie

Digitized by Google

sie ihn hier suchten und er sich im Schornstein verstecken mußte. Hoffentlich kommen sie nicht wieder. Er wird jetzt bei mir wohnen, bis er sicher aus der Stadt fliehen kann. Sie wird keinem Menschen sagen, daß ich einen Gast habe."

Die Haushälterin mußte sich erinnern, daß sie bereits gegen diese Vorschrift gesündigt, wenn sie auch nicht gewiß war, ob der ihr jetzt vorgestellte „Vetter" und der geheimnißvolle Bewohner des Hinterstübchens eine und dieselbe Person waren. Sie nahm sich vor, ihren Fehler durch desto größere Schweigsamkeit wieder gut zu machen.

Sie hielt auch Wort. Menzel suchte sie wiederholt zum Schnapsen und Plaudern zu verlocken, aber sie entzog sich seinen Lockungen. Da Doris ihren Gast von nun an in ihren eigenen Räumen beherbergte, so konnte der Späher auch durch Beobachtung des Hinterstübchenfensters zu keinem Resultat gelangen.

So blieb Hertwig ferner unangefochten, bis der Tag kam, der ihm die volle Freiheit geben und zum Befreier seiner Tochter machen sollte.

An diesem Tage nahm Doris eine ganz ungewöhnliche Aufregung an ihrem Gaste wahr. Sie sah, wie er sich zuweilen vergnügt die Hände rieb, zuweilen die Faust ballte, und je weiter der Tag vorrückte, desto häufiger an

die Uhr sah. Auch entschlüpfte ihm dann und wann eine Aeußerung, wie: „Nun hat's am längsten gedauert.“ — „Bald schlägt die Stunde der Freiheit.“ — „Bald hab' ich mein Kind wieder.“ — „Bald bin ich wieder bei Weib und Kind“ u. s. w.

Graf Camillo hatte in der letzten Zeit ihr Haus gemieden, es war nichts vorgekommen, was ihr zu einer Ahnung Veranlassung gegeben, daß irgend ein verhängnißvolles Ereigniß vor der Thür sei. Das heutige Benehmen ihres Gastes drang ihr eine solche Ahnung auf.

Gegen Abend ward sie zur Gräfin S. gerufen. Wie sie in das Palais derselben eintrat, bat sie der Portier, ihm zuvörderst nach dem Zimmer des jungen Grafen zu folgen. Dieser wolle unter vier Augen mit ihr sprechen, bevor sie zur Gräfin komme.

Sie konnte die Bitte nicht abschlagen und folgte dem Portier. Camillo empfing sie mit einer gewissen Feierlichkeit in Ton und Geberden. Als sie ihm gegenüber Platz genommen hatte, sagte er: „Diese Nacht entscheidet sich das Schicksal des Vaterlandes und mit ihm mein eigenes. Ich theile Ihnen das mit, obschon Sie mein Unternehmen nicht billigen, weil ich weiß, daß ich Ihnen vertrauen kann.“

„Sie wollen sich also in die ungeheure Gefahr stürzen?“ fiel ihm Doris in die Rede; „Sie wollen Ihr

Leben und das Lebensglück Ihrer herrlichen Mutter auf das Spiel ſetzen?“

„Machen Sie keinen Verſuch, mich von meinem Vorhaben abzubringen,“ entgegnete Camillo; „die Würfel ſind gefallen, der Rubicon iſt überſchritten; ich kann nicht mehr zurück, auch wenn ich wollte. Der ſichere Tod von der Hand eines Genoſſen wäre mein Loos, würde ich jetzt noch untreu. Mademoiſelle, ich habe mein Haus beſtellt, meine Rechnung mit dem Leben abgeſchloſſen. Sollte mir etwas Menſchliches widerfahren, ſo ſeien Sie die Tröſterin, die Stütze meiner Mutter. — Hier haben Sie mein Teſtament,“ fuhr er, ihr ein verſiegeltes Schriftſtück überreichend fort, „geben Sie es unſerm gemeinſchaftlichen Freunde, dem Magiſter Stark, meinem trefflichen Lehrer. Er iſt in Bezug auf Politik anderer Meinung wie ich, er mißbilligt mein Handeln noch entſchiedener wie Sie, aber in allem Reinmenſchlichen bleibt er mein hohes Vorbild; er hat mich zum Mann gebildet, und wie auch mein Loos fallen möge, ich werde ihm keine Schande machen. Es hat jeder Menſch, der nicht im Sumpfe des Philiſterthums ſtecken geblieben, ſein Pathos, dem er folgen muß; der Magiſter hat das Pathos, für die Idee der Humanität zu leben und zu ſterben; mein Pathos iſt das der Vaſallentreue. Für meinen Fürſten in den Tod zu gehen, acht' ich für das ſchönſte Loos.“

Digitized by Google

In Doris' Augen glänzten Thränen, und ein Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Bedauern Sie mich etwa, Mademoiselle?“ fragte Camillo.

„Nein,“ versetzte sie; „ich beklage blos die unselige Vielköpfigkeit und Zerrissenheit unseres deutschen Vaterlandes, durch die es dahin gekommen, daß dem einen Deutschen eine Verirrung, ein Verbrechen ist, was dem andern als höchste Pflicht erscheint. Wenn Sie in dem, was Ihnen die Vasallentreue gebietet, unterliegen, werden Sie in den Augen der Preußen, vermöge Ihrer Unterthanentreue, als Verbrecher erscheinen und als ein solcher gerichtet werden.“

„Das weiß ich, und bin darauf gefaßt. Ich habe, wie ich Ihnen sagte, abgeschlossen mit dem Leben. Sollte ich es verlieren, so ist darum nicht zu klagen. Das Leben an sich ist ja Nichts, wenn es nicht irgend eine große Idee zum Inhalt hat. Es kommt nicht darauf an, wie lange man lebt, sondern wie weit das Leben von einem solchen Inhalt erfüllt war. War dies so weit der Fall, daß es sich freudig für ihn opferte, so war es lang genug. Nun,“ fuhr er fort, „noch zwei Bitten. Heute bleiben Sie bei meiner Mutter. Ich werde ruhiger und freudiger in den entscheidenden Kampf gehen, wenn ich weiß, sie hat Jemanden bei sich, den sie liebt, der sie auf

das Schlimmste sorgsam vorbereiten, und tritt es wirklich ein, wirksam trösten kann. Meine zweite Bitte betrifft die Zitherspielerin. Ihre Befreiung hängt von unserm heutigen Unternehmen ab. Glückt dieses, dann wird sie an Vaters Hand in ihre Heimath kommen und ich werde weiter für ihre Zukunft sorgen. Andernfalls bleibt sie in den Händen ihrer Entführer. Dann nehmen Sie sie in ihren Schutz und suchen Sie durch den Gouverneuer, oder auf welchem Wege es sonst geschehen möge, vor dem drohenden Verderben zu retten. Ich habe sie für diesen Fall in meinem Testamente bedacht, daß ihre Zukunft gesichert ist. Das war Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte, jetzt folgen Sie mir zu meiner Mutter." —

Dieser zeigte sich Camillo so unbefangen und harmlos, daß sie nicht ahnen konnte, welcher Gefahr er heute entgegen ging, zumal sie ihre liebe Doris bei sich hatte, mit der sie gar so gern über ihre Kunstbestrebungen sprach. Camillo beurlaubte sich bald mit einer zärtlichen Umarmung von seiner Mutter, und wie die beiden Frauen allein waren, theilte Doris der Gräfin die Idee ihres Kunstwerkes mit, welche der Letzteren Stoff zu einer sehr lebhaften Unterhaltung gab, worüber die Viertelstunden wunderschnell verflogen. Es war zehn Uhr geworden, ohne daß sie es merkten, oder vielmehr ohne daß es die Gräfin merkte, denn Doris wollte es bloß nicht merken.

Endlich ward die Gräfin gewahr, daß es bereits halb eilf sei. „Wo ist aber die Zeit hingekommen?“ sagte sie; „jetzt können Sie gar nicht mehr nach Hause gehen, liebes Kind.“

Doris fand es auch bedenklich, in der jetzt nur etwa von preußischen Patrouillen belebten Stadt zu so später Nachtzeit heim zu gehen. Es war nicht das erstemal, daß sie bei der Gräfin die Nacht blieb, wenn sie sich verspätet hatte, und so nahm sie auch heute ohne Weiteres die Einladung zum Dableiben an.

Inzwischen sammelten sich still und geräuschlos die Verschworenen im gräflich S.'schen Hause am Judenhofe. Jeder Einzelne empfing hier vom Grafen Camillo, der der Erste am Platze war, seine genaue Ordre. Alle waren mit Dolchen und Pistolen bewaffnet. In der Hauptsache blieb es bei der ursprünglichen Disposition, nur daß einer der Verschworenen den Auftrag übernommen hatte, mit noch drei Gehülfen bei der Befreiung Emma's durch ihren Vater mitzuwirken. Da das Haus der Reibold vor dem Thore lag, so hatte diese Abtheilung schon am frühen Abend, noch vor Thorschluß, an ihren Sammelplatz, in der von Camillo bezeichneten Schänkwirthschaft, sich begeben müssen.

Die Nacht schien dem Unternehmen sehr günstig. Anfangs war sie sternenhell; gegen Mitternacht aber

ſenkte ſich ein dicker Nebel auf das Elbthal nieder und hüllte die Stadt in dichte Finſterniß. Ungeſehen konnten die von den Verſchworenen zu dem Unternehmen geworbenen Männer an ihre verſchiedenen Sammelplätze eilen, wo ſie auf ihre Führer — die den Verſchworenen angehörten — zu warten hatten. Punkt Ein Uhr ſollte das Signal auf dem Kreuzthurm aufflammen. In dieſem Augenblick ſollten die beiden Thore, das ſchwarze und das Meißner, überfallen werden.

Auf dem Schloßthurm ſchlug es halb Eins. Da brachen die Verſchworenen aus ihrem Verſammlungslocale auf. Geräuſchlos traten ſie hinaus in die todte Finſterniß, die das ſchärfſte Auge nicht auf ſechs Schritt durchdringen konnte. Leiſe ſchritten ſie über den Judenhof nach der Auguſtusſtraße. Aber wie der um mehrere Schritte voraus gehende Graf Camillo ſich der Ecke des Stallgebäudes näherte, donnerte ihm ein „Werda!“ entgegen.

Er blieb betroffen ſtehen. Eine Schildwache ſtand ſonſt hier nicht. War eine Patrouille in der Nähe? Er regte ſich nicht. Ihm war es, als höre er in einiger Entfernung das Knacken von Flintenhähnen. Camillo ſchlich ſich zu ſeinen Genoſſen zurück und gebot ihnen ſtehen zu bleiben und zu lauſchen. Es war nichts zu hören. „Wir wollen uns mehr nach der Mitte des Neumarkts halten,“ ſagte Camillo, „und durch die Töpfergaſſe gehen.“

Digitized by Google

Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung. Kaum aber hatte man die Linie erreicht, welche den Neumarkt von dem Judenhofe abſchneidet, ſo donnerte ihm wieder ein „Halt! Werda!“ entgegen. Jetzt blieb kein Zweifel, daß man bewacht war. Aber in der Meinung, es ſeien nur einzelne Poſten ausgeſtellt, beſchloß man vorzugehen, die Poſten, wenn nöthig, niederzuſtoßen und den Marſch fortzuſetzen.

Wenig Schritte vorwärts geſchritten, wurden ſie plötzlich durch das Commando Feuer erſchreckt. Eine lange Reihe von Blitzen leuchtete dicht vor ihnen auf, und Mehre ſanken zu Tode getroffen, zu Boden. „Zurück! zurück!“ rief Camillo denen zu, die noch ſtanden, und man zog ſich eilend auf den Judenhof und nach dem Kanzleigäßchen zurück, um durch dieſes einen Ausweg zu ſuchen; allein auch hier fanden ſie ſich angehalten.

„Wir ſind verrathen!“ ſagte Camillo; „laßt uns lieber kämpfend untergehen, als uns gefangen geben.“

Alle waren bereit ſich durchzuſchlagen, und ſo drang man, in der einen Hand die geſpannte Piſtole, in der andern den Dolch, vor. Von beiden Seiten Feuer; dann Handgemenge. Es entſtand ein furchtbarer Kampf in der dichten Finſterniß, die aber bald durch preußiſcherſeits herbeigeholte Fackeln etwas erhellt wurde. Die Verſchworenen ſchlugen ſich wie Verzweifelte; aber ſie wurden von

Digitized by Google

der Uebermacht, die von allen Seiten auf sie eindrang, gleichsam erdrückt. Nach einer Viertelstunde war der Kampf entschieden. Die meisten der Verschworenen waren gefallen, die übrigen gefangen. Unter den letzteren befand sich Camillo. Er hatte den Tod am eifrigsten gesucht; schon aus vielen Wunden blutend, kämpfte er immer noch mit einer Tapferkeit, die eines klügeren und glücklicheren Unternehmens würdig gewesen wäre. Endlich sank er, durch einen Säbelhieb schwer am Kopfe verletzt und betäubt zu Boden. Nur so ward es den Gegnern möglich sich seiner lebend zu bemächtigen.

Waren auf diese Weise die Häupter und Führer des ganzen Complotes vernichtet, so war dieses selbst im Keime erstickt. Es galt nur noch die Thore der Neustadt wohl zu bewachen, um, sollten die Oesterreicher trotz des nun unterbleibenden Signales vom Kreuzthurm, das ihnen ebensowohl wie ihren Bundesgenossen in der Stadt als Zeichen zum Angriff dienen sollte, gegen die Stadt vordringen, diese tapfer zurückzuschlagen. Außerdem wurden mehrere Regimenter in die Neustadt geworfen, um an verschiedenen Punkten zu bivouakiren und die Helfershelfer der Verschworenen aufzuheben. Starke Patrouillen durchstreiften alle Straßen der Stadt und viele Verhaftungen wurden vorgenommen.

Während der Vorgänge auf dem Judenhofe harrte

die zu Emma's Befreiung aus dem Hause der Reibold bestimmte kleine Abtheilung an ihrem Sammelorte mit der größten Spannung des Signals vom Kreuzthurme. Bei keinem war natürlich die Spannung größer als bei Hertwig. Man wollte sich in der Beobachtung des Thurmes ablösen, aber er ließ es sich nicht nehmen, dies allein zu thun. Und so stand er allein im Hofe der Bierschänke auf der Wacht. Er hatte sich mit einem Beil bewaffnet, mit dem er die Thür des Hauses sprengen und sich und sein Kind nöthigenfalls vertheidigen wollte. Dieses Beil schwang er oft in der Luft, als wolle er den zerschmetternden Streich auf die Thür führen, die sein Liebstes verschloß. Je näher die Stunde der That kam, desto größer wurde seine Aufregung. Da war es ihm, als vernähme er ferne Schüsse von der Stadt her. Sein Herz schlug hörbar. Aber bald war wieder Alles ruhig.

Endlich schlug es Eins. Er heftete seinen Blick an den Kreuzthurm. Es verging Minute nach Minute, das Signal kam nicht zum Vorschein. Seine Spannung ward fieberhafte Aufregung. Seine Gefährten kamen heraus, mit ihm nach dem Signal auszuspähen. Aus der innern Stadt vernahm man dumpfes Getöse, unheimliches Leben, aber das ersehnte Signal blieb aus.

„Unsere Sache ist verrathen," sagte der Verschworene, welcher die Abtheilung führte; „retten wir uns."

Digitized by Google

Vom Thore her schallte Werdaruf und Antwort; bald hallten von der Gasse herein schwere Tritte einer starken Patrouille.

„Jetzt wird es die beste Zeit sein, uns fortzuschleichen," sagte der Verschworene, als die Tritte verhallt waren.

„Und was wird aus meinem Kinde?" fragte Hertwig.

„Wir können durchaus nichts unternehmen," erwiederte der Verschworene; „wir können nichts wagen, ohne uns an's Messer zu liefern."

„So befreie ich mein Kind allein," erklärte Hertwig.

„Um in Ihr sicheres Verderben zu rennen?" versetzte Jener.

„Meinem Kinde droht größeres Verderben. Gehen Sie, retten Sie sich — ich rette mein Kind!"

„Ich gehe mit Ihnen," erklärte einer der Genossen, ein ehrlicher Hufschmied aus Friedrichsstadt, „ich bin auch Vater und fühle, wie Ihnen zu Muthe sein muß."

Noch Einer erklärte sich bereit Hertwig beizustehen. Trotz dem Abmahnen der Anderen machten sich die Drei nach dem Hause der Reibold auf den Weg.

Hertwig besann sich auf eine List, die Oeffnung des Hauses ohne Gewaltthat zu erreichen. Nachdem er wie-

verholt an die Thür geklopft, fragte eine Stimme aus dem obern Stockwerk, was es gebe.

„Der Herr Major von Retzow," gab Hertwig zur Antwort, „schickt uns hierher, Ihnen beizustehen, wenn der in der Stadt ausgebrochene Aufstand der Preußenfeinde einen schlimmen Ausgang nehmen und sich in die Vorstädte verbreiten sollte."

„Was!" rief Reibold erschrocken; „ein Aufstand ist ausgebrochen? Also war es doch wahr, daß eine Verschwörung bestand?"

„Freilich!" versetzte Hertwig; „hören Sie nicht das Getöse von der Stadt her? Die Verschwörer haben sich der Hauptwache und des Schlosses bemächtigt; jetzt belagern sie das Zeughaus; und mehrere Abtheilungen sind nach der Neustadt marschirt, wo sie wahrscheinlich die Thore nehmen und den Oesterreichern öffnen wollten. Aber auf dem Neustädter Markte sind sie auf die noch zur rechten Zeit allarmirten Preußen gestoßen; da gibt's jetzt ein fürchterliches Scharmützel."

„O Gott!" schrie die Reibold; „wer nur aus der Stadt wäre! da ist man ja seines Lebens nicht sicher!"

„Das bedachte der Herr Major eben. Wie er sich auf's Pferd schwang, um gegen die Empörer auszurücken, war sein letzter Gedanke an Sie und Ihre Pflegetochter,

und er gab uns Befehl, Sie beide zu schützen, und wenn es nöthig mit Ihnen zu fliehen!“

„O der liebe Herr!“ sagte die Reibold; „ich glaube, es ist die höchste Zeit, daß wir fliehen.“

„So öffnen Sie nur,“ sagte Hertwig, „und machen Sie sich fertig!“

Nach ein paar Minuten ward die Thür geöffnet. Die Reibold stand mit Licht in der Hausflur. Hertwig trat mit seinen Gefährten hinein. Die Frau sah sie betroffen an. „Sie sind doch keine Preußen!“ sagte sie.

„Allerdings nicht,“ erwiederte Hertwig; „wir sind gute ehrliche Sachsen und wollen weiter nichts, als ein armes Kind, das so ein preußischer Wolf hierher geschleppt hat, dem Verderben entreißen und ihren Eltern zurückgeben.“

Die Frau machte eine Bewegung nach der Thür; allein Hertwig hielt sie zurück. „Wenn Sie den geringsten Lärm machen,“ sagte er, „so werden Sie geknebelt und wir verstopfen Ihnen den Mund. Jetzt kommen Sie und übergeben uns das gefangene Mädchen.“

„Das gute Kind wird erschrecken, wenn sie so aus dem ersten Schlafe geweckt wird,“ wandte die Reibold ein. „Und ich weiß nicht, was Sie das Mädchen angeht.“

„Was es uns angeht?“ versetzte Hertwig; „so

hören Sie denn, Sie altes Kuppelweib, ich bin des Mädchens leiblicher Vater. Und nun keine Umstände gemacht, ich will mein Kind haben!“

„Ich will hinauf gehen und es wecken,“ sagte die Reibold; „aber Sie thun nicht wohl, das Mädchen aus der glücklichen Lage zu reißen, in der es sich hier befindet. Wer weiß, welch' großes Glück ihr durch ihren Gömner bevorstünde!“

„Ich will mein Kind,“ erklärte Hertwig, „und damit gut. Gehen Sie, ich begleite Sie!“

Die Reibold mußte sich bequemen ihm zu willfahren. Oben machte sie noch einen Versuch durch das Vorsaalfenster Lärm zu machen, aber Hertwig riß sie zurück und wiederholte seine vorige Drohung, worauf die Reibold mit ihm in das Zimmer Emma's trat.

Diese lag friedlich träumend in ihrem weißen Bette — für den Vater, der seinen Liebling so lange nicht gesehen und sich so mächtig nach ihm gesehnt, ein rührender, überwältigender Anblick. Der starke Mann zitterte und konnte sich kaum auf den Füßen erhalten, wie er das liebe Engelsgesicht im Scheine der Kerze vor sich sah. Er hätte sich über die theure Gestalt hinwerfen und sie mit Küssen und Thränen bedecken mögen, aber er fürchtete sie zu erschrecken. „Wecken Sie sie leise,“ bat er die Reibold.

Die Reibold rief sie sanft beim Namen. Sie mußte aber den Ruf mehrmals und lauter wiederholen, eh' er von der Schläferin vernommen ward. Sie schlug die Augen auf. Verwundert sah sie bald die Reibold, bald ihren Vater an. Endlich erhob sie sich, streckte die Arme aus und und rief: „Vater, mein guter Vater!"

Und der Vater schloß das Kind laut schluchzend in seine Arme. Aber er bedachte bald, daß die Zeit kostbar sei, und so riß er sich los und bat Emma aufzustehen und sich anzuziehen. Dann zog er sich mit der Reibold vor die Thür zurück. Emma stand auf und warf sich in ihr Nachtkleid. An die Thür eilend, rief sie: „Wo bist Du denn, Vater? Ich bin angezogen."

Hertwig trat ein, betrachtete sie noch einmal mit Entzücken in dem kleidsamen Gewande. Aber er besann sich, daß dies Gewand nicht ihr Eigenthum sei, daß es von ihrem Entführer herrühre, und er mochte nichts von diesem mitnehmen. „Wo hast Du Deine eigenen Kleider?" fragte er.

„Madame Reibold hat sie aufgehoben," antwortete Emma.

„Dann holen Sie sie," forderte er die Reibold auf.

„Ich habe sie weggegeben," erklärte diese, „und Sie werden doch das Mädchen nicht wieder in die unscheinbare Tracht kleiden wollen?"

„Das beſte Kleid für ſie iſt die Unſchuld,“ ſagte Hertwig; „ich möchte nicht gern, daß meine Tochter auch nur einen Faden von denen trüge, die ihr dieſe verderben wollten. Wenn aber ihre eigenen Kleider fort ſind, ſo muß ſie dieſe da ſchon behalten.“

„Das iſt aber nur ein Nachtkleid,“ bemerkte die Frau; „laſſen Sie ſie ſich ordentlich anziehen.“

„Das Gewand da iſt ganz gut,“ erklärte Hertwig; „ſie ſoll nicht einen Faden über das Nothwendige mitnehmen.“

„Ich ſoll alſo wohl mit Dir zur Mutter gehen?“ fragte Emma; „biſt Du denn wieder los von den Soldaten?“

„Ja, mein Kind,“ ſagte Hertwig; „ich habe mich losgemacht, und wir gehen zur Mutter, wenn auch nicht gleich.“

„O das iſt herrlich!“ frohlockte Emma; „ich hatte es zwar recht gut hier, und ich konnte recht viel lernen, aber daheim iſt's doch ſchöner. Wenn ich nur meine gute Freundin, Demoiſelle Doris, erſt noch einmal ſehen könnte!“

„Du meinſt die Malerin,“ ſagte Hertwig; „jetzt können wir die freilich nicht mehr ſehen, aber wenn nur erſt wieder Ordnung im Lande iſt, dann wird ſich das bald machen.“

Digitized by Google

Emma war zum Mitgehen bereit. „Sie werden Luſt haben, Lärm zu machen, wenn ich fort bin,“ ſagte Hertwig zu der Reibold; „ich werde Ihnen daher einen Wächter da laſſen, der Sie wenigſtens bis Tagesanbruch davon verhindert.“ Er rief einen ſeiner Gefährten und erſuchte dieſen, das Wächteramt bei der Reibold zu verſehen. Derſelbe war dazu bereit, und Hertwig machte ſich mit ſeiner Tochter und dem andern Gefährten, dem Friedrichſtädter Hufſchmied, auf den Weg.

Dieſer leitete ihn durch die Seevorſtadt und verſchiedene Gaſſen und Gäßchen der Wilsdrufervorſtadt nach der Weiſeritz, an deren Ufer ſie unangefochten forteilten, bis ſie das Oſtragehege gewannen, von wo ſie ſich der Straße nach Keſſelsdorf zuwandten. Auf dieſer flohen ſie die ganze Nacht unaufhaltſam weiter. Am andern Tag erreichten ſie wohlbehalten ihre Heimath, wo ihr Erſcheinen allen Kummer und alle Sorge der Ihrigen verſcheuchte.

Digitized by Google

Neuntes Capitel.

Prinz Heinrich.

Die Kunde, daß in der verflossenen Nacht eine Verschwörung gegen die Preußen zum Ausbruch gekommen, von diesen aber unterdrückt, daß viele von den Verschwörern getödtet, andere aber gefangen worden, durchflog am Morgen die Stadt und fand ihren Weg auch zum Ohre der Gräfin S., wie sie sich mit Doris eben zum Frühstück begeben wollte. Von schrecklicher Ahnung ergriffen, eilte sie sogleich nach den Zimmern ihres Sohnes und kam, als sie dieselben leer gefunden, händeringend zu Doris zurück. Diese bat die edle Frau, sich nicht gleich den ärgsten Befürchtungen hinzugeben, vielmehr zu hoffen, daß ihr Sohn sich unter den Gefangenen befinden könne.

„Das wäre so schlimm, oder vielmehr schlimmer, als der Tod im Kampfe," erwiederte die Gräfin; „denn den Gefangenen träfe sicher der Tod als Strafe der Rebellion."

„Ich gebe nichts verloren, als die Todten," entgegnete Doris. „Lassen Sie mich zuvörderst Erkundigung einziehen, ob Graf Camillo unter den Gefangenen ist. Ist dies der Fall, dann lassen Sie uns vereint Alles aufbieten ihn zu retten. Der Gouverneur ist kein Unmensch, und sollte er zur Gnade nicht geneigt sein, sollte er nicht Gnade üben können, so erlangen wir doch gewiß Aufschub des Urtheils, bis wir uns an den Prinzen Heinrich gewendet, der mit hohem Heldensinn ein fühlendes Herz verbindet. Er wird, er muß die Verhältnisse berücksichtigen, muß einen Unterschied machen zwischen wirklichen Kaballen, die sich gegen ihren angestammten Fürsten empören, und treuen Unterthanen, die für ihren angestammten Fürsten das Aeußerste wagen, um denselben in seine ihm geraubten Rechte wieder einzusetzen. Er kann es in der Ordnung finden, daß ein solches Wagniß unterdrückt und dessen Unternehmer unschädlich gemacht werden, aber er kann in ihnen nicht todeswürdige Verbrecher erkennen."

Es gelang Doris wirklich, die Gräfin etwas zu beruhigen. Darauf eilte sie zu dem Major von Retzow.

Dieser hatte soeben durch die Reibold Nachricht von der Befreiung Emma's durch ihren Vater erhalten, und war daher in doppelter Erbitterung, einmal über das Attentat der Verschwörer, welches, wenn es auch ver-

eitelt worden, doch vielen Preußen das Leben gekoſtet hatte, und dann darüber, daß ihm die ſchöne Zitherſpielerin entriſſen und ihr Vater, der Deſerteur, entwiſcht war. Er empfing daher Doris nichts weniger als freundlich. Er ließ ſie nicht einmal niederſitzen, fragte barſch nach ihrem Begehren, und als ſie geſagt, ſie komme im Namen der Gräfin S. ſich nach dem Schickſale des jungen Grafen zu erkundigen, gab er die barſche Antwort: „Der Himmel hat den Rädelsführer des ſchändlichen Attentats der gerechten Rache aufgeſpart, das ſagen Sie Ihrer Gräfin. Sie ſelbſt werden der gerechten Strafe für Ihr Verbrechen nicht entgehen!“

Doris ſah ihn groß an. „Ich für meine Verbrechen?“ fragte ſie.

„Ja, Sie!“ erwiderte er; „ich wollte nicht glauben, daß Sie ſo abſcheulicher Thaten fähig wären, wie man Sie bezügtigte; aber wer ſo frech lügen kann, wie Sie mich belogen, iſt jeder Schandthat fähig.“

„Mein Herr!“ rief Doris, „Sie vergeſſen ſich —“

Der Major maß die edle, frei und hoch aufgerichtete Geſtalt der Künſtlerin mit einem Blick, in welchem Hohn mit Verwunderung rang. „Sie haben Recht,“ ſagte er endlich; „ich vergeſſe mich. Es iſt unter meiner Würde, mit Ihnen mich in einen Wortwechſel einzulaſſen. Es wird Sache der Richter ſein, Sie zur Verantwortung zu ziehen.“

Digitized by Google

Doris verstand den Major nur halb. „Das, was ich an einem armen Familienvater gethan, der aus einem Dienste geflohen, zu dem er gegen alles menschliche Recht gezwungen worden, das getraue ich mir vor jedem Richter zu verantworten, und jeder Richter, sei er auch ein noch so strenger Preuße, auf dem der Geist des großen Friedrich ruht, wird meine That als eine echt weibliche erkennen. Sie zeihen mich der Lüge, wahrscheinlich weil ich Ihnen nach Ihrem vergeblichen Durchsuchen meiner Wohnung versicherte, ich wisse nicht, wo der Deserteur im Augenblicke sei. Ich bekenne, daß ich Sie hatte kommen sehen, und daß ich da schnell den Bedrohten an einen andern Ort brachte. Aber als Sie diesen ebenfalls durchsuchten, war der Flüchtling zu meiner eigenen Verwunderung verschwunden. Ich konnte mit gutem Gewissen schwören, ihn nicht zu wissen. Erst lange nachdem Sie fort waren, kam der Verfolgte aus seinem Versteck hervor, und ich gab ihm das Asyl in meiner eigenen Wohnung. Damit habe ich allerdings gegen das Interesse der Preußen gehandelt, aber ein Verbrechen ist es nicht."

Während Doris im Tone der größten Freimüthigkeit also sprach, fühlte der Major, wie der Zauber ihrer Persönlichkeit wieder Macht über ihn gewann. Die Stimme, die erst in seinem Herzen gegen Oesterreich's schwarze Anklage gesprochen, ward auf's Neue wach, und ob er

Digitized by Google

sich auch dagegen als gegen einen Verrath seines sinnlichen Wohlgefallens an dem schönen Weibe wehrte, so war er doch nicht im Stande, sein voriges Benehmen gegen sie aufrecht zu erhalten. In einem weit milderen Tone als erst sagte er: „Der Dienst, den Sie dem Deserteur geleistet, kann ihm schließlich doch nichts helfen; denn es wird uns doch gelingen, ihn wieder einzufangen."

„Vielleicht," wagte Doris ihm in die Rede zu fallen, „vielleicht schützen ihn die Wälder und Schluchten des Erzgebirges vor seinen Verfolgern, wenn denn nun wirklich der Armee des großen Preußenkönigs so viel an diesem einen Mann gelegen ist, daß sie ihn nicht bei seiner Familie lassen können."

Der Major biß sich auf die Lippen. Er hatte nicht Lust über diesen Gegenstand weiter mit ihr zu sprechen. Er brach daher plötzlich ab und fragte, wie weit sie mit dem Bilde Emma's sei.

Sie antwortete, daß nur eine kleine Nachhilfe zu seiner Vollendung fehle, und fragte dann, ob sie nicht erfahren könne, wo der gefangene Graf S. im Gewahrsam sei.

„Wollen Sie vielleicht einen Befreiungsversuch mit ihm machen?" gegenfragte der Major, sie scharf fixirend.

So ernst der Gegenstand war, so mußte Doris doch lächeln. „Daran habe ich jetzt in der That nicht ge-

dacht," erwiederte sie, „und ich werde auch jetzt einem solchen Gedanken nicht Raum geben, weil ich mir wohl denken kann, wie sicher sie den Unglücklichen verwahrt und wie scharf ihn bewacht halten. Aber vielleicht läßt man die arme Mutter zu ihm, oder gestattet ihr wenigstens ihm einige Erfrischungen zukommen zu lassen."

„Die könnte er wohl bedürfen," sagte der Major; „er ist schwer verwundet. Sein Gefängniß befindet sich im Blockhause in der Neustadt."

„Ich danke Ihnen für diese Auskunft," entgegnete Doris und verabschiedete sich dann. Sie eilte zu der Gräfin zurück, ihr von dem Leben ihres Sohnes Nachricht zu geben. „Daß er verwundet darnieder liegt," fügte sie zu dieser, „würde unter andern Umständen ein Uibel sein, wie die Verhältnisse aber einmal sind, ist es ein Glück. Den schwer Verwundeten muß man erst wieder herstellen, ehe man ihn richten kann, denn so äußerst human ist die heutige menschliche Gerechtigkeit, daß sie nur gesunde Menschen um's Leben bringt. Wir gewinnen dadurch Zeit, für die Rettung des Gefangenen zu arbeiten, und wer weiß, was inzwischen auf dem politischen Schauplatz vorgeht, daß unsere Mühe überflüssig macht."

Die Gräfin erfaßte die dargebotene Hoffnung und traf Anstalt, bei dem Gouverneur vorzufahren, um sich den Zutritt zum Gefängniß ihres Sohnes auszuwirken,

Digitized by Google

oder doch die Erlaubniß, ihn mit Erfrischungen und Wäsche zu versorgen.

Der Gouverneur empfing die Gräfin ernst. Er sprach sein Bedauern aus, daß er nichts thun könne, ihr den Sohn zu erhalten, daß er selbst von einem Schritte bei dem König keinen günstigen Erfolg erwarte. Doch gestattete er ihr den Gefangenen zu besuchen, freilich unter Anwendung der in solchen Fällen üblichen Vorsichtsmaßregeln, auch hatte er nichts dagegen, daß sie ihm durch die Wache Wäsche und Erfrischungen zukommen ließ.

Während die Gräfin nach dem Gefängniß ihres Sohnes eilte, suchte Doris den Magister Theophilus auf, um mit ihm über die Schritte zu berathen, die zu Camillo's Rettung zu thun wären. Es war das erstemal, daß sie die Wohnung des einsam lebenden Gelehrten, der ihrem Herzen so theuer war, betrat, und nur die außergewöhnlichen, alle Rücksichten der Convenienz verdrängenden Verhältnisse konnten sie zu diesem Schritt bewegen. Seit der letzten einhaltschweren Unterredung mit ihm hatte sie ihn nur wenig gesehen.

Er war nicht wenig überrascht über den noch nie da gewesenen Besuch. „Etwas von der höchsten Wichtigkeit muß es sein, das mir dieses Glück bereitet," sagte er, sie in sein Wohnzimmer führend; „leider darf ich nach den Vorgängen dieser Nacht nicht hoffen, daß es

etwas Freudiges ſei. Ich wollte eben zur Gräfin gehen und nach Camillo ſehen.“

„Der iſt gefangen,“ ſagte Doris; „eben iſt die Gräfin mit der Erlaubniß des Gouverneurs zu dem Schwerverwundeten geeilt, und ich komme, mit Ihnen über die Mittel zu ſeiner Rettung Rath zu pflegen.“

„Der arme, unglückliche Menſch!“ rief Theophilus aus. „Freilich müſſen wir auf Mittel zu ſeiner Rettung ſinnen. Schwer wird ſie uns werden, aber ich hoffe nicht unmöglich; wir wollen nur mit rechtem Muthe und rechter Unverdroſſenheit daran gehen.“

Es tauchte nun mancher Vorſchlag zwiſchen den Beiden auf, aber keiner erwies ſich bei näherer Beleuchtung als ausführbar oder zum Ziele führend. Endlich kam man dahin überein, vor der Hand von jedem direkten Befreiungsverſuch, durch Beſtechung oder Gewalt, abzuſehen und einen geeigneten Weg zu ſuchen, um zu dem Herzen des Prinzen Heinrich zu gelangen, in deſſen Hand zuletzt das Schickſal der gefangenen Verſchwörer lag.

Als Doris die Wohnung des Magiſters verließ, bemerkte ſie nicht, daß ſie von einem Mann beobachtet wurde, der einſt den größten Einfluß auf ihr Schickſal geübt und einen ſolchen auf's Neue in ſchändlichſter Weiſe zu üben befliſſen war. Oeſterreich hatte ſie vorhin in das Haus des Magiſters gehen ſehen, eine für ihn ganz

neue Entdeckung, die sein Rachegelüsten nur zu erhöhen geeignet war. Er war die ganze Zeit, während welcher Doris bei dem Magister gewesen, in der Nähe des Hauses auf- und abgegangen, und nicht eher gewichen, bis er sie wieder herauskommen sah. Daß sie den Magister vergöttere und auch ihm nicht gleichgültig war, das wußte Oesterreich längst; aber er hatte seit Jahren keine größere Annäherung zwischen Beiden bemerkt, er hatte immer gesehen, wie sie sich in einer gewissen Entfernung von einander gehalten, und so war das eifersüchtige Gefühl, das sich anfangs gegen den Magister geregt, schwächer geworden und in den Hintergrund getreten. Jetzt sah er, wie Doris den Magister in seiner Wohnung besuchte und eine Stunde bei ihm verweilte. Seiner Ansicht nach, war das ein sicherer Beweis eines vertrauteren Umganges, und die alte Eifersucht erwachte in verdoppelter Stärke.

Seitdem er mit dem Major von Retzow über Doris gesprochen, hatte er keine Zeit gehabt, weiter etwas in Bezug auf seine Anklage gegen dieselbe zu unternehmen. Jetzt, wo das Complot, mit dem er hauptsächlich zu thun gehabt, unterdrückt war, beschloß er, von der Eifersucht gestachelt, sich ohne Verzug nach Freibergsdorf zu begeben, um neue Daten zur Begründung seiner Anklage zu sammeln.

In den nächstfolgenden Tagen vollendete Doris das

Digitized by Google

Bild ihrer jungen Freundin Emma, über deren Schicksal ihr jetzt jede Kunde mangelte, die sie aber einzuziehen beschloß, sobald sie ihr Bild fertig habe. Sie gedachte ihr auch eine Unterstützung zufließen zu lassen und nach Vermögen für ihre fernere Ausbildung zu sorgen. Graf Camillo hatte ihr zwar gesagt, daß er das Mädchen in seinem Testamente bedacht, allein dieses lag uneröffnet in den Händen des Magisters, und hatte, so lange der Aussteller noch lebte, keine Geltung.

Das Bild war fertig und ward seinem Besteller überliefert. Das Original, wie es leibte und lebte, in altdeutscher Tracht, die Zither im Arm. Der Major von Retzow wußte nicht, sollte er mehr die unübertreffliche Aehnlichkeit, oder die geniale Auffassung bewundern, womit das Bild gemalt war. Er konnte sich nicht satt daran sehen. Aber je mehr er sich in die Betrachtung des Werkes verlor, desto mehr vergaß er darüber die Meisterin, desto mehr trat das strahlende Bild derselben vor dem reizenden Bilde vor ihm zurück. Er phantasirte sich wieder in das orientalisch-romantische Verhältniß hinein, das er sich in Bezug auf Emma geträumt, und lebhafter als zuvor beklagte er, daß sie ihm entrissen worden. Er beschloß, sich wieder in ihren Besitz zu setzen, koste es was es wolle. Die von Seiten des Militär-Commandos getroffenen Maßregeln zur Wiedereinbringung des De-

Digitized by Google

ſerteurs Hertwig ſollten benutzt werden, ſich auch ſeiner Tochter mit Güte oder Gewalt zu bemächtigen, im letzteren Falle als Geiſel für ihren Vater, der, wie vorauszuſehen war, ſich wohl verbergen werde.

Am achten Tage nach der Unterdrückung der Dresdner Verſchwörung gab der Gouverneur von Schmettau den Offizieren der Dresdner Garniſon ein Bankett, während die Gemeinen mit ihren Unteroffizieren auf Koſten der Stadt ein großes Freibier erhielten. Das Bankett gab dem Major Retzow Gelegenheit, Emma's Bild auszuſtellen und die darüber abgeſchloſſene Wette zur Erledigung zu bringen. Er durfte bei dieſer Gelegenheit um ſo ſicherer auf ſeinen Sieg rechnen, als auch der Prinz Heinrich bei dem Feſte zu erwarten war, den er als feinen Kunſt- und Schönheitskenner neben dem Gouverneur und einem dritten Unparteiiſchen zum Preisrichter ernennen wollte.

Der Major hatte ſich nicht verrechnet. Prinz Heinrich nahm das ihm zugedachte Preisrichteramt mit Vergnügen an, und ſein Ausſpruch, daß die Zitherſpielerin, wie das Bild ſie zeige, den Preis der Schönheit vor der Gräfin Königsmark, der Neidſchütz und der Tänzerin unbedingt gebührt, ward von den übrigen Preisrichtern zu dem ihrigen gemacht.

Aber ebenſo ſehr, wie der Schönheitskenner, war

der Kunſtkenner von dem Bilde befriedigt. Prinz Heinrich bewunderte die Ausführung deſſelben und forſchte mit hohem Intereſſe nach dem Künſtler. Als man ihm ſagte, daß eine Dame das Bild gemalt habe, mochte er es kaum glauben, und er ſtaunte vollends, als er hörte, aus welchen dunkeln Verhältniſſen die Künſtlerin ſtamme und wie kurze Zeit ſie auf der Künſtlerlaufbahn wandle. Er wünſchte ſie kennen zu lernen und ein Bild für ſein Rheinsberg von ihr zu beſitzen. Der Gouverneur war ſofort erbötig, die Künſtlerin herbeizuholen und ſie dem Prinzen vorzuſtellen.

Doris ſaß in ihrem Arbeitszimmer und hatte den Kopf gedankenvoll in ihre Hand geſtützt. Aber es war nicht ihr Kunſtwerk, das ihren Geiſt jetzt beſchäftigte; ihr Sinnen galt dem Schickſale des Sohnes ihrer Wohlthäterin. Sie hatte mit dem Magiſter inzwiſchen manche Berathung über die Rettung des Unglücklichen gepflogen, auch manchen vorbereitenden Schritt dazu gethan; aber keiner war von einer beſondern Ausſicht auf Erfolg begleitet. Mehr als einmal war der Gedanke in ihr aufgetaucht, geradenweges zu dem Prinzen Heinrich zu gehen, dieſem einen Fußfall zu thun und ihn um Gnade für den gefangenen Grafen zu bitten. Aber da war ſie ſich immer viel zu unbedeutend vorgekommen, als daß eine ſolche Bitte von ihr einen erwünſchten Eindruck auf das

Herz des Prinzen machen könnte. Dennoch beschäftigte sie der nämliche Gedanke jetzt auf's Neue.

Da weckte sie das Rasseln eines Wagens vor ihrem Hause aus ihrem Sinnen. Der Wagen machte Halt und ein Offizier stieg heraus. Bald klopfte es an ihre Thür. Sie öffnete, und vor ihr stand der Offizier. Er stellte sich als Adjutant des Gouverneurs vor und überbrachte ihr von diesem die Einladung, sich es eine Stunde im Kreise seiner Familie gefallen zu lassen, wo er sie dem Prinzen von Preußen, der ihr einen Auftrag zugedacht, vorstellen wolle.

Doris war im hohen Grade überrascht; aber sie erkannte sofort eine Fügung des Himmels in dieser Einladung und sagte: „Ich weiß nicht, wie ich zu dieser unverdienten Auszeichnung komme, aber ich werde dem Befehle des Herrn Gouverneurs gehorchen, sobald ich meine Toilette gemacht habe."

„Ich bin beauftragt, Sie in dem Wagen des Herrn Gouverneurs gleich mitzubringen," sagte der Adjutant.

„Ich brauche nur ein Viertelstündchen Zeit," erklärte sie; „wollen Sie in meinem Atelier so lange warten?"

„Mit größtem Vergnügen," antwortete der Adjutant und ließ sich in das Atelier leiten.

Doris hatte ihre einfache, aber geschmackvolle Toi-

lette bald beendigt. Mit erwartungsvoll klopfendem Herzen fuhr sie an der Seite des Adjutanten nach der Wohnung des Gouverneurs.

Der Prinz Friedrich Heinrich Ludwig, Friedrich's II. Bruder und ihm an Feldherrn-Größe wenig nachstehend, war damals ein blühender Mann von 32 Jahren. Gleich seinem Bruder liebte und pflegte er die Wissenschaften und beschäftigte sich mit ihnen auch im Feldlager. An seinem Kunstgeschmack war er Friedrich überlegen und ein eifriger Förderer der mit Lessing begonnenen Reinigung deutscher Kunst vom französischen Zopfthum. In dem Bilde von Doris hatte er vornehmlich das völlige Freisein von französischer Unart mit Freuden bemerkt.

Um die Malerin, von der er inzwischen auch die Copie der sistinischen Madonna gesehen, zu empfangen, hatte der Prinz sich vom Bankett in das Familienzimmer des Gouverneurs zurückgezogen, wo er sie in Gegenwart der Gouverneurin und ihrer Tochter erwartete.

Mit dem edlen Anstand, welcher Doris eigentlich von jeher eigen war, der aber in ihrer gegenwärtigen Lebenssphäre erst zu seinem vollen Rechte und zur vollen Freiheit gelangte, erschien die Tochter des erzgebirgischen Wilddiebes vor dem Bruder des größten Königs seines Jahrhunderts. Wie er ihr mit großer Leutseligkeit entgegentrat, mußte sie unwillkürlich an die brutale Behand-

lung von Seiten des Gerichtshalters ihrer Heimath und an alle Schmach denken, die ſie einſt im Stande der Niedrigkeit erlitten.

Prinz Heinrich, empfindlicher gegen Frauenreiz als ſein großer Bruder, war überraſcht von der mächtigen Schönheit der Malerin, und er vergaß darüber einen Moment, weshalb er ſie zu ſich rufen laſſen, er vergaß über dem ſchönen Weibe die Künſtlerin, und die Gegenwart der Damen des Hauſes, die ja Kinder einer galanten Zeit waren, hinderte ihn nicht an dem Anlauf zu einer Galanterie. Prinzen waren in jener Zeit ſo ſehr gewöhnt, Schönheiten, die in ihren Kreis traten, als ihr Eigenthum zu betrachten, daß auch Prinz Heinrich einen Augenblick lang ſich in die Rolle eines Sultans gegenüber einer reizenden Sklavin verſetzte. Allein Doris brachte ihn durch ihr Benehmen ſchnell zum Bewußtſein einer beſſern Wirklichkeit. Und nicht lange dauerte es, ſo war zwiſchen dieſen beiden aus ſo verſchiedenen Lebensphären entſproſſenen Menſchen eine Unterhaltung über Kunſt im Gange, welche ſich je länger je mehr in die Tiefe verſenkte.

Natürlich war der Prinz der Tochter des Volkes an wiſſenſchaftlicher Kunſtbilduag überlegen, aber was Doris darin abging, das erſetzte ihr natürlicher Schönheitsſinn und ihr inſtinktmäßiges Erfaſſen des Wahren und Guten

im Gebiete der Kunſt. Das Geſpräch führte von ſelbſt auf den Verfall der Kunſt in Deutſchland und ſeine Urſachen. Der Prinz forderte Doris auf, ihre Anſicht darüber auszuſprechen.

„Eure Hoheit," gab Doris zur Antwort, „haben die Urſache dieſes Verfalls jedenfalls ſchärfer erkannt als ich; indeß will ich mit meiner Anſicht nicht hinter dem Berge halten. Darf ich doch dann hoffen, daß Sie, was falſch daran iſt, berichtigen werden. Ich ſetze die Urſache des Verfalles deutſcher Kunſt ganz allein in das Darniederliegen des deutſchen Nationalgeiſtes. Von dem Augenblicke an, wo die Deutſchen aufhörten ſich als eine große, freie Nation zu fühlen und zu behaupten, kam die deutſche Kunſt ins Sinken. Es iſt dies ja ganz natürlich. Grund- und Lebensbedingungen der Kunſt ſind Freiheit und Originalität. Ein Volk, das ſich ſelbſt verliert, ſich ſelbſt auf- und hingibt an fremdes Weſen, kann nichts Freies, Eigenes mehr aus ſich erſchaffen. Der Verluſt des nationalen Selbſtbewußtſeins raubt der Nation alle Genialität und macht ſie zur Sklavin fremden Geiſtes. Geſetzt aber auch, es ſtünden trotz dem Verfall des Nationalgeiſtes im Volke noch einzelne geniale Künſtlernaturen auf, wie können ſie Muth und Kraft finden, Eigenes zu ſchaffen, wenn dieſes von der Nation nicht mehr begriffen und gewürdigt, wenn es kalt und theilnahmslos zurück-

gewieſen wird? Die Kunſt braucht ein Vaterland, ſie bedarf der warmen, der begeiſterten Theilnahme und Unterſtützung einer Nation — die deutſche Kunſt hatte lange kein Vaterland!"

„Dann," erwiederte der Prinz, „iſt wenig Ausſicht vorhanden, daß es beſſer werde mit unſeren Kunſtzuſtänden. Denn wie ſoll die zerſplitterte deutſche Nation unter dem täglich lockerer und machtloſer werdenden Reichsverbande wieder zu einem kräftigen Nationalgefühl erwachen?"

„Doch ſind wir ſchon in der Beſſerung begriffen," behauptete Doris. „Die Schlacht von Roßbach iſt nicht umſonſt geſchlagen worden; die Deutſchen haben geſehen, daß die Franzoſen nicht unüberwindlich ſind, ſie haben ſich dieſen Erbfeinden gegenüber wieder fühlen lernen, und die große Niederlage der Moskowiter bei Zorndorf hat ihnen auf's Neue gezeigt, was deutſche Tapferkeit vermag, wenn ſie recht geleitet iſt. Die Heldenthaten Friedrich's des Großen und ſeiner Tapferen haben einen neuen Geiſt über Deutſchland gebracht, der bereits in der Literatur ſeine Schwingen regt und in dieſer die Breſche, welche jene Siege in die geiſtige Zwingburg der Ausländerei geſchoſſen, benutzen, um ſie vollſtändig zu bezwingen und zu ſchleifen. Nur Schade, daß ihr dem ſeinen ſo verwandtes, ſein eigenes Werk förderndes und er-

gänzendes Wirken gerade von dem großen König nicht erkannt und gewürdigt wird."

Prinz Heinrich war nichts weniger als unangenehm berührt durch diese Freimüthigkeit; aber er mochte doch den König nicht zum Gegenstande dieser Unterhaltung machen, am wenigsten ihn vertheidigen, der so groß und einzig dastand. Er gab dem Gespräch eine harmlosere Wendung durch die Aeußerung: „Wenn der König aus guten Gründen die französische Literatur vor der deutschen begünstigt, so ist er doch von urdeutscher Gesinnung und er würde schöpferische deutsche Werke der bildenden Kunst gewiß zu würdigen wissen. Da Sie so erglüht sind für die deutsche Sache und eine so tüchtige Künstlerin, so machen Sie sich doch an ein nationales Kunstwerk und widmen es dem Könige. Ich bürge Ihnen für die beste Aufnahme, wenn es gut ist, und sichere Ihnen aus meinen eigenen Mitteln jeden Preis zu, den Sie fordern. Ich will Ihnen beweisen, daß die Hohenzollern die deutsche Kunst schätzen."

Doris hätte laut aufjubeln mögen bei diesem Erbieten. Ein nationales Kunstwerk zu schaffen, das war ja ihr höchstes Streben; und nun sollte sie eins schaffen für den großen König, und sein eigener hochherziger Bruder wollte ihr jeden Preis dafür gewähren, den sie fordere. Aber diese Bedingung war es eigentlich, die ihren Jubel

ſo groß machte. Jeden Preis — alſo auch das Leben der gefangenen Verſchwörer, insbeſondere des Sohnes ihrer Gönnerin. Das war ja eine doppelt hohe und herrliche Aufgabe, die alle ihre Kräfte zur ſchöpferiſchen That anfeuern mußte, das war eine Miſſion, die ihr ganzes Leben weihte und adelte. Ihr Buſen hob ſich unter der Gewalt der Empfindungen, die ihn erfüllten. Sie hätte niederfallen und Gott danken mögen, der ſie zu einem ſo ſchönen Looſe berufen, der ſie zum Werkzeuge der Rettung vieler Unglücklichen, oder doch des Sohnes ihrer Wohlthäterin machen wollte. Doch nur war ihr erſt der Weg zu dieſer Rettung gezeigt; es galt ſich ſeinen Eingang zu ſichern, ehe er ihr wieder verſchloſſen werden konnte.

„Das Vertrauen Euer Hoheit allein," ſagte ſie, „reicht hin, mich zum kühnſten Streben zu begeiſtern — dennoch bin ich in der Lage, einen Preis von Ihnen nicht verſchmähen zu dürfen, und der Preis, den ich fordere, wird nicht gering ſein."

„Ich wiederhole," verſicherte der Prinz ſehr warm, „ich gebe Ihnen jeden Preis, den Sie fordern, vorausgeſetzt, daß mir das Werk gefällt. Beſtimmen Sie gleich jetzt den Preis."

„Nein," erwiederte Doris, „erſt will ich das Werk liefern, ehe ich den Preis beſtimme; ſo wird es in der Ordnung ſein."

„Wie Sie wollen," sagte der Prinz; „mein Wort gilt nach Jahresfrist wie heute."

Als Doris, bald darauf entlassen, die Wohnung des Gouverneurs hinter sich hatte, erschrack sie über ihre Vermessenheit, das Leben des Grafen Camillo auf das Gelingen eines Werkes von sich gestellt zu haben. Sie zitterte vor der Möglichkeit des Mißlinges — und was ward dann aus dem Gefangenen? Welchen Weg zu seiner Rettung gab es dann? Aber sie faßte wieder Muth und eilte freudig zur Gräfin S.

Sie fand bei dieser den Magister Theophilus. Ihr freudeglühendes Gesicht erglühte höher bei seinem Anblick und zugleich warf sie ihm einen Blick der Dankbarkeit zu, daß er gekommen war, die gebeugte Gräfin zu zerstreuen.

„O das ist schön, daß auch Sie kommen, mein liebes Kind," redete die Gräfin sie an. „Nehmen Sie Platz und bleiben Sie recht lange bei mir; unser lieber Freund hier hat mir auch versprochen den Abend hier zuzubringen."

„Ja ich bleibe," sagte Doris, „und um so lieber, als es mir heute besser als je gelingen muß, Ihnen Trost und Beruhigung zu bereiten."

„Wissen Sie etwas von meinem Sohne?" fragte die Gräfin gespannt.

„Ich komme von dem Prinzen Heinrich," gab Doris zur Antwort.

„O Sie Engel!" rief die Gräfin; „Sie haben sich bei ihm für den armen Camillo verwendet; Sie haben gethan, was die Mutter hätte thun sollen."

„Und was sie gethan haben würde, hätte sich ihr eine solche Gelegenheit geboten wie mir," versetzte Doris, und erzählte, was sie so eben erlebt.

„O Gott sei gepriesen für diesen Strahl der Hoffnung!" rief die Gräfin, als Doris ihre Erzählung beendet, und schloß Doris in ihre Arme.

In Theophil's Augen glänzte eine Freudenthräne. „Ich vertraue Ihrem Genius, liebe Freundin," sagte er, als die Gräfin Doris aus ihren Armen ließ; „er wird das Werk herrlich hinausführen."

„Das walte Gott!" erwiederte Doris; „ich will gleich sehen, ob das Werk, wie es in meinem Geiste lebt, wirklich Aussicht hat, so Großes zu vollbringen, als ich mich damit zu erreichen vermaß. Prüfen Sie einmal meine Idee." Sie theilte dieselbe so, wie sie dem Leser bereits bekannt ist, mit.

„Die Idee ist schön," sagte der Magister hierauf; „aber die Art ihrer Ausführung, wie Sie sie im Sinne haben, scheint mir nicht ganz so glücklich zu sein. Diese ist mir zu allegorisch, weshalb ich fürchte, die Idee des

Kunſtwerkes wird nur von Wenigen aus dieſem ſelbſt erkannt werden. Sie ſollten die Darſtellung Ihrer Idee an eine concrete hiſtoriſche Handlung knüpfen."

Doris fühlte ſogleich das Richtige in dieſer Bemerkung. Sie ſann eine Weile nach und ſagte; „Sie haben Recht; es iſt ein Glück, daß ich Ihnen die Idee mittheilte, ſonſt hätte ich meine Kraft an eine Unmöglichkeit verſchwendet. Sie ſehen, wie viel mir noch zur Meiſterin mangelt."

„Um Gotteswillen, Freundin!" verſetzte Theophilus, „laſſen Sie ſich durch meine Offenheit nicht entmuthigen. Es iſt den größten Meiſtern begegnet, daß ſie in der erſten Anlage eines Kunſtwerkes fehlgegangen. Dann haben ſie das Werk vernichtet und auf beſſere Art von vorn angefangen. Vor ſolcher vergeblichen Arbeit wollte ich Sie bewahren. Die Idee ſelbſt iſt vortrefflich; denken Sie nur über eine andere Darſtellungsweiſe nach, das Richtige wird Ihnen nicht entgehen!"

Die Unterhaltung ward von dem Magiſter ſogleich auf einen andern Gegenſtand gelenkt. Es waren Nachrichten vom Kriegsſchauplatze eingetroffen, die eine Wendung der Dinge in Sachſen in nahe Ausſicht ſtellten. Feldmarſchall Daun hatte eine offenſive Bewegung gegen den in Lauſitz ſtehenden König von Preußen gemacht, von der man ſich bei ſeiner überlegenen Macht großen Erfolg

Digitized by Google

verſprach. Gelang es Daun, den König zu ſchlagen, dann, ſo hoffte man, war es um die preußiſche Herrſchaft in Sachſen geſchehen; dann war es für die Oeſterreicher ein Leichtes, Dresden zu nehmen; dann waren aber auch die gefangenen Verſchwörer leicht gerettet.

So ſehr Doris ſich für dies Alles intereſſiren mußte, ſo war ſie doch nur mit halben Gedanken dabei. Auf einmal unterbrach ſie die Rede Theophil's mit dem Ausrufe: „Ich hab's! ich hab's! So muß es recht ſein: Die deutſche Muſe krönt Friedrich den Großen nach dem Siege bei Roßbach mit dem Kranze der Unſterblichkeit, und wie vor ſeinem Schwert die franzöſiſchen Soldaten, ſo flieht vor der mit dem Sieger geeinten Muſe, die fränkiſche Aftermuſe!“

„Gott ſegne Ihr Werk!“ ſagte der Magiſter feierlich; „ſo wird es gelingen.“

Digitized by Google

Zehntes Capitel.

Die Anklage.

Bevor Doris sich an die Ausführung ihres Werkes machen konnte, mußte sie eine Reise nach dem Schlachtfelde von Roßbach unternehmen, um die Scenerie für ihr Bild zu gewinnen. Bei der damaligen langsamen Art des Fortkommens konnte sie zu dieser Reise leicht vierzehn Tage gebrauchen. Sie verschaffte sich hierzu durch den Gouverneur einen Schutz- und Geleitsbrief und trat wohlgemuth die Reise an.

Inzwischen verweilte Oesterreich in Freibernsdorf, um seiner Anklage gegen Doris die volle Begründung zu geben. Er wußte der Bäuerin, die sein Kind gepflegt, und einigen andern Personen durch verfängliche Fragen Aussagen zu entlocken, die zu seinem Zwecke paßten, und sie durch bedeutende Geschenke für sich einzunehmen, daß sie ihm unbedingtes Vertrauen schenkten und in ihm nur

den Vater, der den Mord seines Kindes rächen will, betrachteten und bemitleideten.

Weder Oesterreich noch Doris waren nach Dresden zurückgekehrt, als auf dem politischen Schauplatz eine Wendung der Dinge eintrat, welche von den in das Schicksal der Verschwörer nicht verwickelten sächsischen Patrioten mit großer Freude begrüßt ward, während sie für die gefangenen Verschwörer höchst verhängnißvoll zu werden drohte.

Um die Oesterreicher aus ihrer günstigen Stellung auf dem rechten Elbeufer zu entfernen, hatte König Friedrich Miene gemacht, jene in der Flanke zu fassen und deshalb eine Stellung zwischen Bautzen und Hochkirch in der Lausitz genommen. Dadurch hatte sich Daun wirklich zur Veränderung seines Lagers bewegen lassen. Friedrich hatte die Absicht, den General Retzow, einen Verwandten des Platzmajors, von Bautzen her an sich zu ziehen und dann das österreichische Heer zu überfallen. Deshalb stellte er sich selbst bei Hochkirch auf, damit er den Feinden seinen eigentlichen Plan verberge. Allein Retzow unterließ die Besetzung der Anhöhen, welche sein Lager beherrschten, und gab dem Marschall Daun dadurch Gelegenheit, alle Entwürfe des Königs zu vereiteln. Daun bemächtigte sich nämlich der Anhöhen, deren Besetzung Retzow versäumt, und benutzte diesen Vortheil, die Preu-

Digitized by Google

ßen gegen ſeine Gewohnheit anzugreifen. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober brach er mit ſeiner geſammten Macht gegen das preußiſche Lager auf, ließ aber, um dem Feinde dieſe Bewegung zu verbergen, in dem verlaſſenen Lager die Wachtfeuer ſorgfältig unterhalten. Friedrich ließ ſich wirklich dadurch täuſchen. So konnte Marſchall Daun die preußiſche Armee am Morgen ganz unvorbereitet überrumpeln und ſie trotz aller entgegengeſtellten Tapferkeit völlig auf's Haupt ſchlagen.

Zwei Tage nach dieſer für die Preußen ſo unglücklichen Schlacht war das Kaffeehaus der Cagiorgi ſeit der unglücklichen Verſchwörung zum erſtenmal wieder von ſeinen Stammgäſten, ſo weit dieſelben nicht in die Verſchwörung verwickelt geweſen waren, belebt. So wie unter der preußiſchen Garniſon eine dumpfe Niedergeſchlagenheit herrſchte, ſo ſchwelgte die Kaffeehausgeſellſchaft in ausſchweifenden Hoffnungen bezüglich des Endes der preußiſchen Herrſchaft. Die Cagiorgi hatte ſeit jener Unglücksnacht Trauerkleider getragen, heute hatte ſie dieſelben abgelegt und war voll heiterer Laune.

Wie es immer bei ſolchen Gelegenheiten der Fall iſt, waren die Gerüchte von der Niederlage der Preußen, wie ſie unter den „guten Sachſen" curſirten, voll von Uibertreibungen. So ſollten 3 Fünftel der preußiſchen Armee getödtet, 2 Fünftel gefangen und nur der Reſt in

zerſtreuter Flucht entkommen ſein. Dieſer ſollte den König für todt mit ſich fortgenommen haben. Der Sieger ſollte im vollen Marſch auf Dresden begriffen ſein.

Das war das Bulletin, wie es im Kaffeehauſe der Cagiorgi von Mund zu Munde ging. Während man nun darüber frohlockte und im Geiſte die guten alten Zeiten von Dresden im vollen Anzuge ſah, trat der Maler ein, welcher mit der Zitherſpielerin hier verhaftet und nach mehrwöchentlicher Haft wieder entlaſſen worden war. Dem Looſe, unter die Soldaten geſteckt zu werden, war er wegen ſeiner untermäßigen Statur entgangen. „Wißt Ihr das Neueſte ſchon?“ fragte er noch unter der Thür.

„Was gibt's denn?“ fragten Mehrere.

„Der Prinz Heinrich iſt im Abzug begriffen; ein Theil der hieſigen Garniſon folgt ihm; der Major von Retzow iſt Regiments-Commandant geworden und muß mit in's Feld.“

„Gottlob!“ fiel hier einer der Anweſenden ein; „da wird die Stadt einer rechten Geiſel los.“

„Aber der hinkende Bote kommt nach,“ ſagte der Maler; „weil die Preußen ſehen, daß es mit ihrer Herrſchaft zu Ende geht, wollen ſie wenigſtens vorher noch ihre Rache an den gefangenen Patrioten kitzeln. Morgen ſoll das Kriegsgericht über ſie gehalten werden, obgleich der Graf S. noch immer das Bett hüten muß.“

Digitized by Google

„Sie werden ihn doch so nicht erschießen!“ warf die Cagiorgi ein.

„Ei Mutter!“ erwiederte der Maler, „den Teufeln ist Alles zuzutrauen. Morgen um diese Zeit hat der Märtyrer vielleicht ausgehaucht.“

„Da sollte man ihn diese Nacht noch befreien!“ sagte die Cagiorgi.

„Ja, es befreit sich was!“ versetzte der Maler. „Ihr kennt doch das Blockhaus, wie fest und wohl verwehrt das ist, da ist keine Möglichkeit der Befreiung.“

„Ach, der arme, gute, bildschöne junge Herr!“ klagte die Wirthin. „Läßt sich denn gar nichts für ihn thun?“

Es wußte Niemand ein Mittel anzugeben, wie man dem Beklagten helfen könne.

Während man sich in fruchtlosen Vorschlägen erschöpfte, ward die Wirthin durch ein starkes Klopfen an die Thür in die Hausflur gerufen. Sie fand da einen starken hochgewachsenen Mann in Bergmannstracht an der Hand eines jungen Mädchens, das sie alsbald als die gebirgische Zitherspielerin erkannte.

„Ei mein Gott, Kind!“ rief die Cagiorgi, „wo kommen Sie denn her?“

„Ich komme mit meinem Vater aus der Heimath,“ antwortete Emma; „wir wollten Sie für einige Tage um ein verborgenes Obdach bitten.“

„Um ein verborgenes Obdach?“ fragte die Wirthin, bald den Vater, bald die Tochter anblickend.

„Ja,“ sagte Hertwig, „nur auf ein paar Tage. Ich würde Sie nicht belästigen, wäre mein Gönner, der Graf S., nicht eingekerkert und eine Gönnerin nicht verreis't. Ich weiß, Sie sind gut sächsisch gesinnt, und darum vertraue ich Ihnen. Ich habe etwas vor, was Ihnen gewiß auch gefallen wird; wenn es gelungen sein wird, werden Sie es erfahren.“

„Mein Gevatter und Stammgast, der Schmied Kunz aus Friedrichstadt, hat mir von Ihnen erzählt,“ entgegnete die Frau; „er war ja mit dabei, wie Sie Ihre Tochter befreiten, und hat mir die ganze Geschichte erzählt. Sie sind ein wackerer Mann, dem man helfen muß. Es muß etwas Wichtiges sein, das Sie veranlaßt wieder hierherzukommen, wo Sie solcher Gefahr ausgesetzt sind. Nun, sei es was es wolle, Sie sind mir willkommen. Ich habe unter dem Dache eine hübsche Kammer mit Betten, da können Sie sich recht gut versteckt halten. Mein Gevatter Kunz ist gerade da, wollen Sie ihn sprechen?“

„Es ist ein braver Mann, den ich wohl gern wiedersähe,“ erwiederte Hertwig; „aber es ist doch besser, es erfährt außer Ihnen kein Mensch etwas, daß ich da bin.“

Die Cagiorgi lud die beiden Ankömmlinge hierauf ein, ihr nach der für sie bestimmten Dachkammer zu folgen.

„Haben Sie nichts gehört von dem jungen Grafen S.?“ fragte Hertwig hier seine freundliche Wirthin. „Was wird wohl mit ihm geschehen?“

Die Cagiorgi berichtete, welche Schreckensbotschaft vorhin der Maler gebracht.

„Herr des Lebens!“ rief Hertwig; „da kämen wir ja schon zu spät, und das edle Sachsenblut wäre unrettbar verloren!“

„Es sind unten viel Freunde, die alle auch an einer Rettung verzweifeln,“ sagte die Cagiorgi, und fügte hinzu: „Ach, was thäte ich nicht für das liebe junge Blut, wenn ich nur wüßte, was!“

„Ich weiß ein Rettungsmittel,“ erwiederte Hertwig, „um dessentwillen ich hierher gekommen bin, und Sie thun das Ihrige dabei, wenn Sie uns bei sich aufnehmen und uns, namentlich aber meine Tochter wohl verborgen halten. Ich wollte mich erst ein wenig auf Kundschaft legen, ehe ich handelte; aber nach dem, was Sie mir jetzt erzählt, ist zum Handeln keine Zeit zu verlieren. Können Sie mir sagen, wo der Major von Retzow wohnt?“

„Der Unhold? der Don Juan?“ entgegnete die Cagiorgi, und sie hätte ihrem Herzen gern noch durch eine

Fluth von Ehrentiteln Luft gemacht, wäre ihr nicht zur rechten Zeit eingefallen, daß dieſelben für Emma's unſchuldige Ohren nicht taugten. Sie beantwortete daher Hertwig's Frage ohne Weiteres.

Dieſer ſchickte ſich an, nach dem Brühl'ſchen Palais zu gehen. „Ich übergebe Ihnen meine Tochter," ſagte er; „ich weiß nicht, wann ich wiederkomme; ſo lange, bis ich komme, behalten Sie ſie in Ihrer Obhut."

Die Cagiorgi lud ihn ein, erſt etwas zu genießen, aber er lehnte es ab und ging.

Der Major kannte den Deſerteur Hertwig nicht perſönlich, ſondern hatte ihn nur als einen großen ſchönen Mann beſchreiben hören. Wie derſelbe daher nach der Anmeldung als ein Bergmann, der in preußiſchen Kriegsdienſt zu treten wünſche, vor ihn trat, freute er ſich des ſtattlichen Rekruten, ohne daran zu denken, daß dies der ſo vielgeſuchte Deſerteur ſei.

Der Major von Retzow war zum Oberſtlieutenant und Regiments-Commandeur ernannt und mußte als ſolcher in den nächſten Tagen zu dem Corps des Prinzen Heinrich ſtoßen. Er nahm daher den vermeintlichen Rekruten für ſein Regiment an und wollte ihm ſogleich das Handgeld geben. Aber Hertwig ſchlug es aus. „Ich bitte mir für das Geld eine Gunſt aus," ſagte er.

Der Major begehrte zu wiſſen, welche Gunſt das ſei.

„Ich habe," sagte Hertwig, „hier einen Wohlthäter, der mich in schwerer Zeit unterstützt, mich und meine Familie vom Elend errettet hat. Ich wollte ihm heute meinen Dank abstatten, erfuhr aber, daß er als Haupt einer Verschwörung gefangen worden und morgen vielleicht schon zum Tode verurtheilt werde. Gern wollte ich mein Leben für ihn hingeben, wenn es angenommen würde; aber ich sehe ein, daß das nicht geht, und so möchte ich wenigstens den edlen Wohlthäter vor seinem Tode noch einmal sehen und ihm danken."

„Wer ist dieser Wohlthäter?" fragte der Major, oder wie wir ihn nun zu nennen haben, Oberstlieutenant.

„Der junge Graf S.," gab Hertwig zur Antwort.

„Der?" erwiederte Retzow. „Ja, über diesen abscheulichen Verräther wird morgen Gericht gehalten, und der Tod ist ihm gewiß. Aber da er noch an seinen Wunden daniederliegt, und wir Preußen keine Kannibalen sind, die kranke Menschen todtschießen, so werden noch einige Wochen vergehen, ehe das Urtheil vollstreckt wird."

Ein leiser Freudenschrei entrang sich Hertwig's Brust. Der Major faßte ihn scharf in's Auge. Hertwig bezwang seine Bewegung und sagte ruhig: „Dann hat es mit dem Besuch keine Eile. Ich habe aber noch ein Anliegen, Herr Oberstlieutenant. Ein Kamerad von mir war von Weib und Kind hinweg zu den Soldaten genommen

Digitized by Google

worden. Die Sehnsucht nach den Seinigen trieb ihn zur Desertion. Während er beim Militär war, hatte seine älteste Tochter, ein Mädchen von 15 Jahren, den Unterhalt der Familie durch Singen und Zitherspielen zu erwerben gesucht. In Dresden hatte sie aber ein anstößiges Lied gesungen und war deshalb von den Preußen verhaftet worden. Wer weiß, wie trübselig es ihr ergangen wäre, hätte sich nicht ein vornehmer Offizier ihrer angenommen. Dieser Menschenfreund brachte sie aus der Wache an einen Ort in Sicherheit, wo sie in den Händen einer gebildeten Frau Alles hatte, was ihr Herz begehrte und wo besonders ihr Talent gute Pflege fand. Aber ihrem Vater, der als Deserteur in Dresden Zuflucht bei Preußenfeinden fand, ward von diesen berichtet, der Offizier habe schlechte Absichten mit seiner Tochter. Deshalb suchte der Vater sie zu befreien, und es gelang ihm in der Nacht der Verschwörung. Zu Hause aber erzählte das Mädchen, wie gut sie es bei der Dame gehabt, wo sie gewesen, und sie sehnte sich dahin zurück. Der Vater fand keine Arbeit, er sah nur Noth und Elend um sich und erkannte, daß er einen dummen Streich gemacht, daß er seine Tochter aus ihrer glücklichen Lage herausgerissen. Er möchte sie jetzt gern wieder zurückgeben, ja sogar selbst zum Kalbfell zurückkehren, wenn er nicht fürchtete, daß er als Deserteur hart bestraft werde."

„Der Deſerteur heißt Hertwig?“ fragte der Oberſtlieutenant erregt und ahnungsvoll.

„Ja,“ antwortete der Gefragte.

„Und Er ſelbſt iſt dieſer Hertwig,“ ſagte der Oberſtlieutenant.

„Ich bin's und bitte um Gnade für mich um meines Kindes willen!“

„Wo iſt Seine Tochter — hat Er ſie mit hier?“

„Ich werde ſie Ihnen bringen, wenn Sie mir Eins verſprechen —“

„Ich verſpreche Ihm volle Verzeihung —“

„Verſprechen Sie mir, daß Sie mich als Soldat hier in der Garniſon, in der Nähe meines Kindes laſſen. Sonſt halte ich's wieder nicht lange aus und die Sehnſucht nach den Meinen treibt mich wieder zur Deſertion. Habe ich aber meinen Liebling nahe, kann ich dieſen öfters ſehen, ſo halte ich Stand und bin der treueſte Soldat Seiner Majeſtät des Königs von Preußen.“

„Ich wollte Ihn in mein Regiment nehmen,“ ſagte der Major; „in einigen Tagen geht's mit dem in's Feld, da gibt's Zerſtreuung und Gelegenheit ſich auszuzeichnen. Ich würde gewiß auf Sein Avancement bedacht ſein.“

„Sie ſind außerordentlich gütig, Herr Oberſtlieutenant; aber wenn Sie in's Feld rücken, dann hätte meine Tochter gar keinen Beſchützer, wenn auch ich hier nicht

bliebe. Eher wollte ich noch fern von ihr sein, wenn ich wenigstens Sie um sie wüßte!"

Retzow ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er nahe vor Hertwig stehen und sagte: „Gut, Hertwig — ich will Ihm vertrauen — Er hat ein ehrliches Gesicht und hat als Vater ein Recht zu Seiner Bedingung. Er mag hier bleiben; ich will dafür sorgen, daß er bei einem der hiesigen Regimenter eingestellt wird; aber ich werde ein wachsames Auge auf Ihn halten lassen — wehe Ihm, wenn Er ein falsches Spiel treiben wollte! Wo ist Seine Tochter?"

„Ich werde sie dahin bringen, wohin Sie befehlen," erwiederte Hertwig.

„Ist sie in Dresden?" fragte der Oberstlieutenant.

„Sie ist in einem sichern Versteck," sagte Hertwig ausweichend; „befehlen Sie nur, wohin ich sie bringen soll. Morgen können Sie sie sehen."

„So bringen Sie sie wieder in das Haus, aus dem Sie sie befreit haben," befahl der Oberstlieutenant.

Hertwig fand sich entlassen. Als er die Hausflur betrat, faltete er seine Hände und betete mit nassen Augen: „Heiliger Gott, nimm mein Kind in Deine Hut, daß ihre Seele rein und gut bleibe, und laß das Opfer, das ich bringe, wohl gerathen!" Dann ging er zur Cagiorgi zurück.

Digitized by Google

In derſelben Stunde des folgenden Tages, in welcher das Kriegsgericht über die gefangenen Verſchwörer gehalten wurde, übergab Hertwig ſeine Tochter der Reibold in Beiſein des Spion Menzel, den der Oberſtlieutenant, welcher dem Kriegsgericht beizuwohnen hatte, dazu beauftragte.

Graf Camillo war in den letzten Tagen im Bette verhört worden. Er hatte die ganze Schuld der Verſchwörung auf ſich genommen, indem er ſich als alleinigen Anſtifter mit Aufwendung aller Mittel der Ueberredungskunſt und eines hohen Ranges angab. Man ſchenkte ſeiner Ausſage um ſo lieber Glauben, als die Preußen ſich ſelbſt nicht geſtehen mochten, daß der Haß gegen ſie ein weit verbreiteter ſei, und ſelbſt wenn ſie dies geglaubt hätten, mußte es ihnen erwünſcht ſein, wenn es vor der Welt hieß, bei der Verſchwörung ſei nur ein Verführer, die andern Theilnehmer alle ſeien Verführte geweſen. Das Kriegsgericht verurtheilte demgemäß nur den Grafen zum Tode durch Pulver und Blei, ſeine Genoſſen aber zu zehnjähriger Feſtungsſtrafe. Die Vollſtreckung des erſten Urtheils ward, wie Retzow vorausgeſagt, bis zur völligen Herſtellung des Verurtheilten verſchoben.

Die Kunde von der Verurtheilung ihres Sohnes konnte der Gräfin S. nicht lange verborgen bleiben. Ihr Leid darüber war entſetzlich. Der freundliche Hoffnungs-

Digitized by Google

ſtrahl, den Doris' ſo glücklich eingeleiteter Rettungsplan in ihre Seele geworfen, war plötzlich der finſterſten Hoffnungsloſigkeit gewichen. Doris' Kunſtwerk erforderte zu ſeiner Vollendung mindeſtens drei Monate Zeit, und die Herſtellung Camillo's ließ vielleicht nur ſo viel Wochen auf ſich warten. Und vor der Vollendung des Werkes den Preis zu fordern, das war ſicher ein erfolgloſes Beginnen. Theophilus, der während Doris' Abweſenheit einen großen Theil ſeiner Zeit bei der Gräfin zubrachte, bot alle Hilfsmittel ſeines Geiſtes auf, die ſchwerbetrübte Mutter aufzurichten und neuen Hoffnungsſchimmer in ihre Seele zu ſenken. Aber es wollte ihm nicht gelingen, zumal da alle Schritte, die er theils ſelbſt unternahm, theils zu unternehmen die Gräfin bewog, um den Verurtheilten zu retten, vergeblich waren.

Erſt Doris' Erſcheinen brachte wieder einen freundlichen Lichtſchein in dieſe troſtloſe Nacht. Sie kam am vierten Tage nach Camillo's Verurtheilung. Ihre Reiſe war durchaus gut abgelaufen; ſie kehrte mit einer vollſtändigen Skizze zur Scenerie ihres Bildes zurück und konnte ſich nun rüſtig an daſſelbe machen. Freilich wirkte die Nachricht von Camillo's Verurtheilung und der nur noch wenig Wochen dauernden Friſt bis zur Urtheilsvollſtreckung anfangs höchſt niederſchlagend auf ſie, aber ihr elaſtiſcher Geiſt erhob ſich ſchnell wieder zu friſcher Hoff-

nung. Eine Frist bis zur Vollendung konnte und mußte gewonnen werden, es koste, was es wolle. Diese auszuwirken, begab sie sich sofort auf den Weg zu dem Prinzen Heinrich, welcher sein Quartier in der Nähe seines Lagers, in Gorbitz, hatte.

Aber als sie dorthin kam, erfuhr sie zu ihrem Leidwesen, daß der Prinz am frühen Morgen sein Lager abgebrochen und sich mit seinem Corps nach Freiberg hin auf den Marsch begeben habe. Sie wäre ihm so gern augenblicklich gefolgt; aber der Abend dämmerte schon, sie war zu Fuße und noch von ihrer Reise angegriffen. Daher beschloß sie umzukehren, die Nacht auszuruhen und im Wagen der Gräfin am frühen Morzen nach Freiberg zu fahren.

Von einem Diener der Gräfin begleitet, trat Doris noch vor Tagesanbruch die Fahrt nach Freiberg an. Ohne sich unterwegs einen Aufenthalt zu gestatten, trieb sie den Kutscher zur größten Eile an und erreichte gegen Mittag die alte Berghauptstadt. Aber statt hier den Prinzen Heinrich mit seinem Corps zu finden, vernahm sie, daß auch die Freiberger Garnison gestern vom Prinzen Ordre erhalten, nach Meißen zu kommen und sich dort mit ihm zu vereinigen, daß sie demzufolge diesen Morgen ausmarschirt sei.

Der Prinz hatte allerdings seinen Marsch von dem

Lager bei Dresden aus in der Richtung nach Freiberg angetreten; aber sein Ziel war die Lausitz, wo er sich mit seinem königlichen Bruder vereinigen wollte; er hatte jene Richtung nur eingeschlagen, um seine wahre Absicht zu verbergen. König Friedrich hatte nämlich den Rest seines bei Hochkirch geschlagenen Heeres gesammelt und seinen Bruder beordert, sich mit seinem Corps schleunigst mit ihm zu vereinigen, und ihm die Festung Neiße in Schlesien den Oesterreichern entreißen zu helfen. Da aber die Macht des Feldmarschalls Daun zwischen Friedrich und dem Lager des Prinzen stand, so war diese Vereinigung nur dadurch herzustellen, daß der Prinz die Oesterreicher umging, und um dies um so sicherer zu bewirken, zog er scheinbar nach Freiberg, schwenkte jedoch von der Freiberger Straße bei Kesselsdorf rechts ab nach Meißen, wo er über die Elbe setzte und sich östlich nach der Lausitz wendete.

Doris mußte ihren erschöpften Pferden eine Erholung gönnen, ehe sie ihre Reise nach Meißen fortsetzen konnte. Sie war jetzt so nahe dem Orte, wo sie eine Zeit lang glücklich gelebt, an dem sie dann aber auch Vater und Kind verloren, denn das Gut Freibergsdorf liegt nur zehn Minuten von Freiberg, und der Friedhof, auf dem ihre gestorbenen Angehörigen ruhten, liegt dicht vor einem der Thore dieser Stadt. Doris fühlte sich getrieben die Gräber ihrer Lieben zu besuchen.

Digitized by Google

Als sie durch den Eingang des Friedhofes trat, sah sie in der Gegend, wo ihr Kind begraben lag, eine Menge Menschen versammelt. In der Meinung, es finde eben eine Beerdigung statt, wollte sie langsam die Menge umgehen. Aber wie sie an derselben vorüberging, wendete sich eine sehr gemein aussehende Frau nach ihr um, starrte sie an und schrie plötzlich: „Da ist sie selbst, die schlechte Mutter, die Kindesmörderin!“ Aller Augen hefteten sich an Doris, die erstaunt stehen blieb. „Ja, sie ist's! sie ist's!“ riefen mehrere Stimmen; andere schrien: „Fangt sie! greift sie!“ — „Was gibt's? Wer ist da?“ rief eine starke Männerstimme aus der Mitte des Haufens. „Die Mörderin! die Helbigin!“ schallte die Antwort. Der Haufe zertheilte sich, Doris erblickte durch die Lücke ein offenes Grab — einen geöffneten Kindersarg — ein Kindergerippe — sie sah mehrere wohlgekleidete Männer dicht dabei — darunter den Vater ihres Kindes — das Blut stockte in ihren Adern, einen Augenblick vergingen ihr die Sinne... In diesem Augenblick trat der Gerichtsdirector mit dem Gerichtsfrohn zu ihr und sagte: „Dorothee Helbig, im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie.“

Sofort gewann Doris ihre Fassung wieder. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „was das bedeuten soll, welches Vergehen zu dieser Handlung Anlaß gibt; aber ich kann

im Bewußtſein meiner Unſchuld mich ruhig Ihrer Gewalt übergeben, Herr Gerichtsdirector. Doch bitte ich um Eins: das Leben eines Menſchen hängt daran, daß ich noch drei Tage auf freiem Fuße bleibe — der Sohn Ihrer ehemaligen Patronin, Graf Camillo, iſt dem Tode verfallen, wenn ich ihn nicht rette. Geben Sie mir hierzu drei Tage Friſt, dann will ich mich Ihnen ſtellen!“

„Sie verlangt das Unmögliche,“ erwiederte der Gerichtsdirector; „bei einem ſo ſchweren Verbrechen wie Kindesmord geſtattet das Geſetz keine Entlaſſung auf Handgelöbniß. Es bleibt dabei: Sie iſt verhaftet!“

„Gut, ich folge Ihnen auf das Gericht — dort vergönnen Sie mir eine Unterredung unter vier Augen.“

„Zuvörderſt komm' Sie zur Leiche ihres Kindes!“ befahl der Mann des Geſetzes, und zog ſie an der Hand zu dem Grabe hin. Doris folgte ſchaudernd. „Erkennt Sie in dieſem Sarge den Sarg Ihres Kindes — in dieſer Leiche ſeine Leiche?“

Doris mußte ſich erſt abwenden und verhüllte ihr Geſicht; als aber der Gerichtsdirector ſeine Fragen wiederholte, ſah ſie hin und ſagte:

„Das iſt die Stelle, wo ich mein Kind begraben — in dieſem Kleidchen erkenne ich das Kleid, in dem ich es begrub.“

„Nach den vorhandenen Indicien iſt das Kind ge-

mordet. Das Gericht hat deshalb die Leiche ausgraben laſſen, und obgleich die Herren Phyſici kein Gift entdeckt, ſo iſt doch auch nicht erwieſen, daß der Mord nicht gleichwohl ſtattgefunden. Ich muß deshalb weiter wider Sie verfahren."

„So wird ſich's auch gehören!" ließ ſich eine Stimme in der Menge vernehmen; eine andere fügte hinzu: „Unſer Herr Gerichtsdirector iſt ein gerechter Herr, den beſticht keine ſchöne Larve." Noch manche Bemerkung, die der menſchlichen Natur nicht eben zur Ehre gereichte, mußte Doris hören, bevor ſie aus dem Bereiche der rohen Menge kam. Sie folgte gefaßt und ruhig dem Gerichtsdirector nach dem Gerichtshauſe im „Hofe" zu Freibergsdorf, während ihr Ankläger bleich und zitternd auf dem Friedhofe zurückblieb und Krokodilsthränen weinte, welche die blinde Menge für Thränen eines ſchmerzdurchwühlten Vaterherzens nahm.

Auf der Gerichtsſtube erzählte Doris dem Gerichtsdirector, in welcher Abſicht ſie nach Freiberg gekommen, und beſchwor ihn, ſie auf drei Tage gegen Handgelöbniß zu entlaſſen, damit ſie ihre Abſicht noch erreichen könne.

Aber der Gerichtsdirector war unerbittlich. Der Sohn der Gräfin S. ging ihn nichts an, ſie war ja ſeine Gerichtsherrin nicht mehr. Fiat justitia! dachte er und Doris blieb gefangen. —

Digitized by Google

Elftes Capitel.

Die Befreiung.

Mit Mühe erlangte Doris von dem Gerichtsdirector die Erlaubniß an den Magiſter Theophilus ein Briefchen zu ſchreiben und ihm ſolches durch den Kutſcher der Gräfin zu ſenden. Sie zeigte ihm darin kurz an, was ihr zugeſtoßen, und verſicherte, daß ihr um ihr eigenes Schickſal gar nicht bange ſei, deſto mehr aber um den Grafen Camillo, für den ſie nun nichts mehr thun könne. „Vielleicht" — fuhr ſie fort — „gelingt es Ihnen, durch den Herrn Gouverneur einen Aufſchub des Urtheils zu erlangen, in welchem Falle ich mein Bild hier vollenden würde, vorausgeſetzt, daß es mir von dem Richter geſtattet wird."

Theophilus war außer ſich über das neue Ungemach, das auf ſeine geliebte Freundin hereingebrochen war. Er theilte ihre Ruhe in Bezug auf ihr Schickſal

nicht; er kannte das Gerichtswesen seiner Zeit und wußte, wie viel Unschuldige demselben zum Opfer fielen. Ein Justizmord an Doris war ihm gar keine so entfernte Möglichkeit. Dazu kam die vermehrte Besorgniß um das Schicksal Camillo's. Er versäumte nicht, zu dem Gouverneur zu gehen und diesem die Bitte der Malerin vorzutragen. Er glaubte dieselbe nicht besser unterstützen zu können, als wenn er dem Gouverneur ganz offen den Grund der Bitte mittheilte. Der Gouverneur hörte mit großer Theilnahme zu, versprach auch zu thun, was er vermöge, um den Aufschub zu erlangen, glaubte aber keine bestimmte Versicherung hinsichtlich des Erfolges seiner Fürsprache geben zu können.

Theophilus handelte aber weiter, als sei der Aufschub gewiß. Er tröstete die Gräfin damit und verfügte sich zu dem Grafen von Wartensleben, denselben zu bitten, daß er seinem Gerichtshalter eine milde Behandlung gegen Doris empfehle und ihm befehle, ihr eine Localität anzuweisen, wo sie ihre Kunst treiben könne, und sie hieran in keiner Weise zu behindern, vielmehr zu unterstützen. Der Graf Wartensleben kannte Doris dem Rufe nach, und ihre Kopie der sistinischen Madonna; er war selbst Kunstfreund und von humaner Gesinnung: darum erfüllte er Theophil's Bitte auf das Bereitwilligste. Mit einem Schreiben des Grafen an den Gerichtsdirector von Frei-

Digitized by Google

bergsdorf ausgerüstet, konnte er sich schon den folgenden Tag auf den Weg dahin machen und Doris ihre Malergeräthschaften sammt der Skizze des Schlachtfeldes von Roßbach und andern Hilfsmitteln zu ihrem Werke mitnehmen.

Das Schreiben des Grafen an den Gerichtsdirector lautete kurz:

„Mein lieber Herr Gerichtsdirector!

Zu meinem großen Befremden höre ich, daß die berühmte Malerin Doris von Dresden von Ihnen wegen Verdachts des Kindesmordes in Untersuchung genommen worden. Ich will nun zwar den Lauf der Gerechtigkeit in keiner Weise stören, erwarte aber, daß man die Inculpatin mit aller ihr gebührenden Rücksicht behandeln werde. Da vermuthlich die Freibergsdorfer Gerichtsgefängnisse nicht besser sind, wie anderswo, so werden Sie die Malerin nicht in ein solches Loch sperren, sondern ihr eins der leerstehenden Zimmer im Herrenhause mit der nöthigen Bequemlichkeit anweisen, wo sie ihrer Kunst nach Gefallen obliegen kann. Solches ist der feste Wille Ihres wohlmeinenden

Gr. Wartensleben.“

Einer so bestimmten Willensäußerung seines Gerichtsherrn hatte der Gerichtsdirector nichts entgegenzusetzen. Er begab sich sofort selbst mit Theophilus zu

der Gefangenen, die er allerdings in dem schlechten Gerichtsgefängniß untergebracht hatte, und kündigte ihr im höflichsten Tone die Veränderung ihrer Lage an.

Wie Doris den Magister hinter dem Gerichtsdirector in ihre traurige Zelle treten sah, flog ein lichter Freudenstrahl über ihr edles Angesicht. „Immer, wenn mich Schmach und Trübsal umringen," rief sie, „sendet der Himmel Sie mir, mein edler Gönner, zu Trost und Freude."

Er ergriff ihre Hand und führte sie an seinen Mund. „Ich wollte, ich könnte die edle Kämpferin in die Freiheit führen," sagte er; „so kann ich nur in ihren Kerker die Botschaft bringen, daß alle Guten, die sie kennen, fest an ihren Sieg über alle finstere Mächte glauben." Er kündigte ihr hierauf an, daß es ihr vergönnt sein werde, das große Werk, dem sie sich gewidmet, zu vollenden.

„Also haben Sie den Aufschub erlangt," rief sie erfreut; „o dann ist Alles gut, dann bin ich so gut wie frei und mein Loos ist mir auf's Herrlichste gefallen!"

Der Umzug der Gefangenen in ihr neues Gefängniß ward nun ohne Weiteres bewirkt. Dasselbe war ein lichtes geräumiges Gemach im Herrenhause mit der Aussicht in einen großen Garten, über welchen die Thürme und Dächer der Stadt Freiberg emporragten. „Das ist

Digitized by Google

ja ein prächtiges Atelier," sagte Doris, wie sie da hinein trat, „da wird sich's herrlich malen lassen."

Theophilus blieb mit dem Gerichtsdirector noch eine halbe Stunde bei ihr. Wie gern wäre er noch Stunden bei ihr geblieben, die sich im Unglück so groß und gut zeigte wie im Glück, und die durch manchen Blick, in dem ihre ganze Seele lag, ihm die selige Ahnung gab, daß einst noch sein höchster Herzenswunsch die schönste Erfüllung finden werde.

Leichteren Herzens, als er gekommen, eilte er nach Dresden zurück.

Wäre er einen Tag später zurückgekehrt, so würde er nicht mehr in die Stadt gekommen sein. Denn am Tage nach seiner Rückkehr durchlief dieselbe die Kunde, die Oesterreicher hätten sie eingeschlossen. Und es war so. Feldmarschall Daun hatte nicht sobald den Abzug des Prinzen Heinrich erfahren, als er sich nach Dresden in Bewegung setzte, die geringe Besatzung desselben zur Uibergabe zu zwingen, und so die Preußen völlig aus Sachsen zu verdrängen.

Es war am 6. November. Theophilus saß in seinem Studierzimmer und las, als der Gallerie-Inspector Riedel bei ihm eintrat. Der alte Herr sah ganz erhitzt aus. „Um's Himmels willen, Magister," sagte er nach kurzem Gruß, „sagen Sie mir nur, wo unsere Doris ist. Seit

acht Tagen hab' ich sie nicht gesehen. Jetzt wollt' ich sie in ihrer Wohnung suchen, die war aber verschlossen. Bei der Gräfin S., wo ich den Portier nach ihr fragte, war sie auch nicht. Nun komm' ich zu Ihnen; Sie müssen doch wissen, wo sie ist."

Theophilus sagte ihm, sie sei in Freibergsdorf, um dort in ländlicher Abgeschiedenheit ihr Bild zu vollenden. Er mochte den guten Mann, der so innigen Antheil an Doris nahm, durch Mittheilung der vollen Wahrheit nicht beunruhigen, noch ihn ohne Noth wissen lassen, daß sie Mutter gewesen.

„Das ist mir ein rechter Strich durch die Rechnung," sagte Riedel; „ich hatte gehofft an Doris eine Stütze zu haben in dieser angstvollen Zeit. Ich kann vor Angst und Sorgen wegen meiner Gallerie nicht mehr schlafen; ach, ich wollte lieber selbst in der größten Todesgefahr schweben, als meine herrlichen Bilderschätze der gräulichsten Zerstörung ausgesetzt sehen!"

„Ist denn das aber auch der Fall, lieber Freund? Glauben Sie denn, daß Daun die Stadt bombardiren wird?" fragte Theophilus.

„Er muß es fast thun," versetzte Riedel; „Sie wissen wohl noch nicht, daß gestern ein Parlamentär von den Belagerern in der Stadt war und den Gouverneur binnen dreimal 24 Stunden zur Uibergabe aufforderte,

und daß der Gouverneur dem Marschall Daun darauf erwiedern ließ, eher werde er ganz Dresden in Trümmer zusammenfallen lassen, ehe er sich ergäbe. Und dem Schmettau sieht das ähnlich; er ist ein guter Herr, aber auch ein Eisenkopf als Soldat."

„Und wie sollte Ihnen Doris helfen, wenn Ihre Befürchtung wahr würde?" fragte Theophilus.

„Was sie mir helfen soll?" entgegnete Riedel; „je nun, sie soll meine rechte Hand, mein Kopf sein, wenn es d'runter und d'rüber geht und ich den Kopf verliere. Sie ist so klar und fest, kein Unglück und keine Gefahr bringt sie außer Fassung; sie würde der Engel der Gallerie sein."

„Wir müssen nun schon sehen, wie wir ohne den Engel die herrlichen Schätze schützen," erwiederte Theophilus; „sollte das Bombardement eintreten, so stelle ich mich Ihnen zur Verfügung, wenn ich schon weiß, daß ich Doris nicht ganz ersetzen kann."

„Gut, ich nehme Ihr Erbieten an," sagte Riedel, und lenkte sodann das Gespräch auf das Schicksal des jungen Grafen S., der, wie das Gerücht ging, seiner völligen Genesung entgegeneilte und damit seinem Tode durch Pulver und Blei.

Das Gerücht log nicht. Theophilus hatte Erkundigung über den Gefangenen eingezogen und erfahren, daß

er das Bett verlaſſen habe und ſchon recht rüſtig in ſeinem Zimmer einherſchreite. Theophilus gedachte wohl der Zuſage des Gouverneurs, daß er Alles thun wolle, was er könne, um einen Aufſchub der Urtheilsvollſtreckung zu erlangen; aber er fand ſich doch gedrungen, den Gouverneur noch einmal recht inſtändig um ſeine Verwendung für den Gefangenen zu bitten. Da Riedel bei dem Gouverneur viel galt, ſo forderte er denſelben auf, ihn auf ſeinem Bittgang zu begleiten.

Riedel war hierzu bereit, und ſo machten ſich Beide auf den Weg. Der Gouverneur hörte ſie freundlich an und ſicherte ihnen zu, daß, ſolange die Belagerung dauere, das Urtheil in keinem Falle vollſtreckt werden ſolle. Sobald aber die Belagerung aufgehoben und die Verbindung der Garniſon mit dem Prinzen Heinrich wieder hergeſtellt ſei, könne er weiter nichts thun, als das Schickſal des Gefangenen in die Hände des Prinzen zu legen.

„So möchten wir auf der einen Seite wünſchen, die Belagerung möchte noch recht lange dauern," ſagte Riedel, als die Bittſteller wieder auf der Straße waren, „während man auf der andern ihr Ende noch heute wünſchen muß; ſo widerſtreiten einander die Intereſſen der Menſchen!"

Die dreimal vierundzwanzig Stunden der von dem Marſchall Daun geſetzten Friſt zur Uibergabe waren ab-

Digitized by Google

gelaufen. Da erſchien ein zweiter Parlamentär vor dem Gouverneur, dieſem anzukündigen, daß, wenn die Stadt in 24 Stunden nicht übergeben wäre, das Bombardement unfehlbar beginnen werde.

General von Schmettau blieb bei ſeiner erſten Antwort. „Ich will dem Zauberer zeigen," ſagte er nach Abführung des Parlamentärs zu ſeinem Adjutanten, „daß ich nicht ſpaße. Beſcheiden Sie ſofort den Bürgermeiſter zu mir."

Ehe eine Viertelſtunde verging, trat der Bürgermeiſter ein. „Herr Bürgermeiſter," ſagte der Gouverneur, „Ihre guten Freunde, die Oeſterreicher, wollen uns einheizen. Wie wäre es, wenn wir den Spieß umkehrten und ihnen einheizten? Wenn wir einen feurigen Ring zwiſchen ſie und uns legten?"

„Wie meinen Ew. Excellenz das?" fragte der Bürgermeiſter.

„Ich meine, wir brennen die Vorſtädte an und zeigen damit den Oeſterreichern, daß wir entſchloſſen ſind, die ganze Stadt eher in Rauch aufgehen zu laſſen, als uns zu ergeben."

Der Bürgermeiſter ſchlug die Hände zuſammen und ſtarrte den Gouverneur an.

„Ich habe Sie rufen laſſen, Herr Bürgermeiſter," fuhr der Gouverneur fort, „Ihnen anzukündigen, daß es

mein unwiderruflicher Entschluß ist, die Vorstädte niederzubrennen, und daß Sie die Bewohner derselben sofort davon in Kenntniß zu setzen haben. Ich gebe Ihnen zum Ausräumen und Ausziehen 20 Stunden Zeit. Morgen Mittag wird das Signal zum Anzünden gegeben."

Der Bürgermeister warf sich auf die Kniee und bat, den Beschluß zurückzunehmen; allein der Gouverneur blieb dabei, und jener mußte sich bequemen, den ihm ertheilten Auftrag zu vollziehen.

Eine Stunde später ward in den Vorstädten durch Ausrufer bekannt gemacht, wessen sie sich nach dem Beschluß des Gouvernements zu versehen hatten. Den Bewohnern, welche Verwandte und Freunde in der Stadt hatten, die ihnen ein Unterkommen gewährten, ward freigestellt, sich mit ihren Habseligkeiten in dieselbe zu flüchten, den Uibrigen ward gerathen, auf das Land zu ziehen.

Zu denen, die eine Zuflucht in der Stadt suchten, gehörte die Reibold, welcher bei dem Agenten Menzel ein Unterkommen in Aussicht stand. Emma war bis dahin in ihrer Obhut geblieben und scheinbar ganz mit ihrer Lage zufrieden. Sie harrte jedoch, im Einverständnisse mit ihrem Vater, der, jetzt wieder preußischer Soldat, sie einen Tag um den andern besuchen durfte, nur auf eine schickliche Gelegenheit zur Flucht. Diese Gelegenheit kam jetzt.

Die Bekanntmachung von dem bevorstehenden

Digitized by Google

Schickſale der Vorſtädte erzeugte eine beiſpielloſe Verwirrung unter den Bewohnern derſelben. Viele glaubten nicht an den Ernſt der Drohung, andere mochten ſich nicht von ihrem Eigenthum trennen, wieder andere flohen über Hals und Kopf, hier in die Stadt, dort auf's Land in's Lager der Oeſterreicher. Die Reibold gehörte zu denen, die nicht eher an den Ernſt der bekanntgemachten Drohung glaubten, bis die mit ihrer Ausführung beauftragten Soldaten ihre Anſtalten trafen. Jetzt erſt entſchloß ſie ſich ihr Haus zu verlaſſen, aus dem ſie jedoch auf den ſchlimmſten Fall hin den größten Theil ihrer beſten Sachen nach Menzel's Wohnung hatte ſchaffen laſſen. Bei der Eile, mit der ſie endlich noch ihre übrigen beweglichen Habſeligkeiten zuſammenraffte, vergaß ſie ein wachſames Auge auf ihre ſchöne Gefangene zu haben, die ihrerſeits zuſammenpackte, was ſie beſaß. Als die Reibold endlich zum Auszug bereit war und Emma in ihrem Zimmer ſuchte, war ſie verſchwunden. Die Frau rief und ſuchte, allein Emma war und blieb fort. Halb beſinnungslos eilte jene nach ihrem Zufluchtsort.

Emma nahm ihren Weg durch das verworrene Menſchengewühl, das auf den Straßen herrſchte, ganz unbeachtet nach dem Kaffeehauſe der Cagiorgi, wo ſie ſich vor der Hand verſtecken zu können hoffte, bis die Verhältniſſe ihr geſtatteten, nach ihrer Heimath zu fliehen.

Als sie aber in die Augustusstraße einbiegen wollte, sah sie den Agenten Menzel mit ihrem ehemaligen Klavierlehrer Oesterreich eilig daher kommen. Sie wich augenblicklich zurück und floh in den Hof des nahen kurfürstlichen Stallgebäudes, wo sie warten wollte, bis die Beiden vorüber sein mußten. An dem Treppenthurme zur Bildergallerie glaubte sie vor ihnen sicher zu sein. Aber wer schildert ihren Schreck, als die beiden gefürchteten Männer durch das große Thor in den Hof traten! Wie ein gescheuchtes Reh schlüpfte sie in die nahe Thurmthür, flog die Treppe hinan, durch den Corridor des obern Stockwerks, und riß die erste beste Thür auf. Da sah sie sich zwei Herren gegenüber, deren Gesichter ihr nicht ganz fremd waren. Es war der Gallerie-Inspector Riedel mit dem Magister Theophilus Starke. „Das ist ja unsere kleine Zitherspielerin!“ rief Riedel. „Ei, wo kommt Sie denn her?“

„Um Gotteswillen, retten Sie mich! verbergen Sie mich!“

„Man verfolgt Sie wohl? Kommen Sie! kommen Sie!“ sagte Riedel, nahm das zitternde Mädchen bei der Hand und führte sie durch das Labyrinth der Gallerie in das Zimmer der Madonna. „Hier werde ich Sie einschließen, liebes armes Kind, bis die Gefahr vorüber ist; hier herein soll kein Verfolger dringen, das verspreche ich Ihnen!“

Digitized by Google

Emma antwortete mit einem dankbaren Blick. Riedel verſchloß die Thür und ging zu Theophilus zurück, welcher eben die Zumuthung Menzel's, ihn die Gallerie nach dem ſchönen Flüchtling durchſuchen zu laſſen, gebührend zurückwies. Jetzt half auch Riedel dabei, und Menzel mußte unverrichter Sache abziehen.

„Der Sturm wäre glücklich abgeſchlagen," ſagte Riedel; „aber wie das arme Kind nun weiter ſchützen? denn ſicher werden die Verfolger Alles aufbieten es in ihre Gewalt zu bekommen."

„Ich würde ſie vor der Hand hier laſſen und zum Abend mit nach der Wohnung der Gräfin S. nehmen, die ſie gewiß mit Freuden bei ſich aufnähme!" erklärte Theophilus.

„Das glaube ich," ſagte Riedel; „aber dieſe Zuflucht halte ich nicht für ſicher genug. Ich würde ſie mit zu mir nehmen, aber bei uns Beiden würde man ſie am erſten ſuchen."

„Halt, ich hab's!" rief Theophilus; „wir ſtellen ſie unter den Schutz des Grafen von Wartensleben. Das iſt ein Ehrenmann. Er verachtet den Oberſtlieutenant von Retzow wegen ſeines Don-Juanismus, und es wird ihm Vergnügen machen, ihm ein Opfer zu entreißen. Ich werde ihm die ganze Geſchichte des Mädchens erzählen."

Riedel billigte den Plan Theophil's. Dieſer ging

Digitized by Google

dann zu Emma, sie zu beruhigen. Erst jetzt erfuhr er ihre ganze Geschichte, seit jener Begegnung im Kaffeehause der Cagiorgi. Von ihrer ersten Befreiung hatte weder er noch Doris etwas erfahren. Ihren Vater glaubte man unter den gefallenen Verschwörern. Jetzt hörte Theophilus, daß er noch lebe und in welcher Absicht er sich wieder zur preußischen Fahne gestellt und seine Tochter ihrem Entführer ausgeliefert. Theophilus mußte den Muth und die opferbereite Dankbarkeit des armen Bergmannes wie seines Kindes bewundern.

Emma erkundigte sich angelegentlich nach Doris. Theophilus sagte ihr, wo sie sei, und daß sie ebenfalls an der Rettung des Sohnes ihrer Wohlthäterin arbeite.

„Ei, mein Vater wird ihn schon retten, den lieben edlen Herrn!“ rief Emma lebhaft.

„Es ist doch gut, wenn auf verschiedenen Wegen daran gearbeitet wird,“ bemerkte Theophilus lächelnd; „schlägt der eine fehl, so bleibt der andere doch noch.“

„Sie haben Recht — nun der guten edlen Malerin kann ich schon gönnen, daß sie ihn retten hilft — aber sie ist so schön, so schön!“ fügte sie fast klagend hinzu.

Dem Magister klang das fast wie Eifersucht. „Haben Sie den Grafen öfter gesehen?“ fragte er gespannt.

„O nein,“ erwiederte sie; „nur das Einemal, wie er mich vor dem Landesverräther Menzel warnte und zur

Digitized by Google

Frau Cagiorgi wies, wo ich verhaftet ward. Aber ich habe ihn nie vergeſſen, ich wollte ihn aus Tauſenden wieder erkennen.“

Theophilus brach die Unterhaltung ab und ging zu dem Grafen Wartensleben. Dieſer empfing ihn ſehr freundlich und nahm ſein Anliegen ganz ſo auf, wie er erwartet hatte.

Als er die Wohnung des Grafen verließ und ſich zur Gräfin S. begeben wollte, dieſer Kunde zu bringen von der neuen Ausſicht auf Rettung für ihren Sohn, fiel ihm ein ängſtliches Rennen von Menſchen nach einer Richtung und ein ſtarker Brandgeruch auf. Er ahnte die Urſache davon und täuſchte ſich nicht. Die Pirnaiſche Vorſtadt loderte bereits an mehreren Punkten in Flammen auf. Er ſetzte ſeinen Weg zum Palais der Gräfin fort, entſchloſſen, nur kurze Zeit bei dieſer zu bleiben und die nun in der Stadt herrſchende Aufregung und Verwirrung zu benutzen, um Emma in ihr neues Aſyl zu bringen.

Eine Stunde ſpäter ſchritt Emma an der Hand ihres Beſchützers durch Rauch und Menſchengewühl nach dem gräflich Wartenberg'ſchen Hauſe, deſſen Herrin ſie mit der größten Leutſeligkeit empfing. Ehe Theophilus von ihr ging, bat ſie ihn, ihren Vater aufzuſuchen, deſſen Quartier ſie anzugeben wußte, und ihm von ihrer neuen

Digitized by Google

Befreiung, sowie von ihrem Asyl Nachricht zu geben — eine Bitte, die Theophilus gern und ohne Verzug erfüllte.

Die Flamme that ihre Schuldigkeit im Sinne des preußischen Generals. Bald war die ganze Altstadt in einen Flammengürtel gehüllt, der den österreichischen Feldherrn überzeugte, mit welch' einem entschlossenen Gegner er es zu thun habe. Er sah ein, daß ein solcher nur durch Sturm oder Hunger zur Uebergabe gezwungen werden kann. Er schickte sich demnach Angesichts der brennenden Vorstädte an, die Stadt förmlich zu belagern und auf die eine oder andere Art sie in seine Gewalt zu bekommen.

Kaum hatte sich in der Stadt der Schrecken über den Brand der Vorstädte, von denen nur rauchende Trümmer übrig blieben, etwas gelegt, als ihre Bewohner von der Angst vor dem Bombardement gefoltert wurden. Niemand aber war von dieser Angst mehr heimgesucht, als der wackere Gallerie-Inspector Riedel, um der ihm anvertrauten Kunstschätze willen. Der Mann wäre ganz rathlos gewesen, hätte ihm nicht Theophilus treulich beigestanden.

Dieser hatte Emma's Auftrag an ihren Vater ausgerichtet, und von ihm erfahren, daß er seinen Befreiungsplan langsam aber sicher seiner Ausführung entgegen

Digitized by Google

führe. Ueber das Wie hatte er nichts vernehmen lassen. Wie Theophilus ihm mitgetheilt, daß nach der Versicherung des Gouverneurs vor dem Ende der Belagerung nichts gegen den gefangenen Grafen vorgenommen werde, hatte Hertwig gesagt: „Da wünsche ich, daß die Belagerung wenigstens noch zehn Tage dauere, denn so lange brauche ich noch Zeit, um Alles fertig zu haben.“

Hertwig's Wnnsch ging auch in Erfüllung, glücklicher Weise ohne daß Riedel's Besorgniß wegen eines Bombardements sich ebenfalls erfüllte. Eines schönen Morgens trat Theophilus mit der Meldung zu ihm in die Gallerie, die Oesterreicher seien im Abzug begriffen.

Die Meldung hatte ihre Richtigkeit. König Friedrich hatte die Festung Neiße ohne Schwertstreich entsetzt und sich dann ohne Weiteres wieder auf den Marsch nach Sachsen begeben. So wie Daun Nachricht erhielt, der König sei mit frischer Kraft im Anzuge, fand er es gerathen, die Belagerung von Dresden aufzuheben und die Winterquartiere in Böhmen zu suchen. —

Es war zwei Tage nach dem Abzug der Oesterreicher von Dresden. Eine finstere regnerische Novembernacht deckte die kahlen Fluren von Freiberg mit ihren Schauern. Nirgends, wohin das Auge schaute, begegnete ihm ein Strahl freundlichen Lichtes, nirgends dem Ohr ein Laut des Lebens.

Nur wer auf der alten Frauensteiner Straße der ehrwürdigen Bergstadt um diese späte Zeit sich genähert hätte, würde einen vereinzelten Lichtschein wahrgenommen haben, der aus einem Häuschen der nach jener Seite gelegenen Vorstadt kam. Der Schein kam von einer auf einem Tische nahe dem einzigen Fenster eines ärmlichen Stübchens stehenden Lampe, die einer Frau in den mittleren Jahren zu einer sehr mühsamen Arbeit leuchtete.

Die Frau war sehr blaß und sehr abgemagert, aber sie trug in ihrem Antlitz Spuren einstiger Schönheit. Sie war über ein Klöppelkissen geneigt, an dem sie aus Goldfäden jene glänzenden Borten schlang, welche die weißen Kragen der Galauniformen der Bergoffizianten zierten. Wer mag die nächtlichen Stunden alle zählen, welche die arme Frau schon über dieser Arbeit zugebracht. Man sah es ihr an, wie sie sich nur mit Mühe des Schlafes erwehren konnte, von dem sie schon viel zu viel geopfert. Endlich wollte es durchaus nicht mehr gehen, ihre weißen mageren Hände standen plötzlich still, ihre Augen schloßen sich, ihr müdes Haupt sank auf die Brust. Aber nur einen Augenblick. Der Gedanke an vier Kinder und einen alten blinden Schwiegervater, denen der männliche Versorger entrissen war und die morgen nichts zu essen hatten, wenn die Borten nicht heute Nacht noch fertig wurden, dieser Gedanke weckte sie wieder und trieb sie zu neuem Kampf gegen den mächtigen Schlaf an.

Auf einmal ward ihre Aufmerksamkeit durch ein Geräusch außerhalb des Hauses von ihrer Arbeit abgezogen. Sie vernahm Tritte, die auf der nahen Straße näher kamen. Wer konnte um diese Stunde, wo kein Schichtwechsel der Bergleute stattfand, diese einsame Straße gehen?

Die Tritte kamen näher und näher; jetzt waren sie dicht am Hause. Die Frau zog sich etwas vom Fenster zurück; da wurden zwei Männergestalten sichtbar — ein Gesicht kam ganz nahe an die Fensterscheibe. „Christel!“ rief eine volle Männerstimme in sanftem Tone.

„Gott im Himmel! mein Wilhelm!“ schrie die Frau auf und stürzte zur Thür hinaus.

Da lagen sie sich in den Armen, die lang getrennten Gatten, da hielten sie einander umschlungen und küßten sich und weinten Thränen der Freude. Denn der Ankömmling war Hertwig, die Frau, die ihn empfing, sein treues Weib. Seit ihr Mann gewaltsam von ihr getrennt und sein Feind an seine Stelle auf dem „Himmelsforst“ getreten war, wohnte sie mit ihren Kindern hier und nährte sich redlich, aber äußerst mühsam von Bortenklöppeln. Hertwig riß sich endlich aus der Umarmung los und sagte: „Wir vergessen ganz unsern Gast, den Herrn Grafen S.“

Digitized by Google

„O ſo iſt Dein Werk gelungen? ſo iſt Alles wohl abgelaufen?“

„Alles wohl abgelaufen,“ verſicherte der Mann; „kommen Sie, Herr Graf, mit in meine Hütte!“

Er zog ihn an der Hand in die kleine, dürftige Wohnung. Die Frau verriegelte die Hausthür und hieß dann den fremden Gaſt, den Geretteten ihres Gatten, herzlich willkommen.

„Jetzt, Frau, gieb uns vor Allem etwas zu eſſen, denn wir ſind hungrig.“

„Da ſieht es nun freilich ſchlimm bei mir aus,“ antwortete die Frau; „für Dich habe ich wohl ein Stück Haferbrod und Käſe, aber für den gnädigen Herrn habe ich gar nichts.“

„Nun der Herr Graf macht aus der Noth eine Tugend und ißt mit mir Brod und Käſe.“

„Das verſteht ſich,“ beſtätigte Camillo.

Die Frau ging nnd brachte einen halben Laib ſchwarzes Haferbrod — ach, es war ihr letztes — und eine Quarkkäſe mit zwei Meſſern.

Die beiden Männer zogen ihre durchnäßten Mäntel aus und ſetzten ſich zum Eſſen.

Die Frau ſchob ein Bündel Reißig in den Ofen und ſetzte ſich wieder an ihre Arbeit.

Digitized by Google

„Du haſt wohl recht nothwendig, arme Chriſtel?“ fragte Hertwig.

„Das Stück Borten muß dieſe Nacht noch fertig werden,“ war die Antwort; „ich habe nicht viel mehr und nun wird's ganz ſchnell von ſtatten gehen. Erſt ſchläferte mich, nun bin ich aber ganz munter geworden. Erzähl' mir doch, wie Alles gegangen. Zuerſt, was macht unſere Emma?“

„O die iſt in guten Händen; ſie iſt bei dem neuen Freibergsdorfer Herrn, da wird ſie wohl bald mit herkommen.“

„So iſt ſie nicht wieder in jene ſchlimmen Hände gefallen? Gott ſei Dank!“ ſagte die Frau, und bat dann ihren Gatten, die Geſchichte ſeiner Retterthat zu erzählen.

Er erzählte, was der Leſer bereits weiß, und fuhr dann fort: „Das Erſte, was ich als Soldat that, war, daß ich mich bei meinen Vorgeſetzten in Gunſt ſetzte. Das gelang mir recht bald. Nicht lange dauerte es, ſo ward mein Wunſch, auf die Blockhauswache zu kommen, erfüllt. Da ſah ich mir die ganze Gelegenheit an. Das Blockhaus ſteht dicht bei der Brücke auf dem rechten Elbeufer, das dort ſanft nach dem Waſſerſpiegel abfällt. Hinter dem Blockhaus ſteht ein Holzſchuppen, aus welchem eine Thür in das Haus ſelbſt führt. In den Holzſchuppen geht ein zugemauertes Fenſter. Dieſes Fenſter

gränzt an einen Gang, der nach dem Zimmer führt, in welchem der Herr Graf gefangen war. Ich erkannte mit Freuden, daß dieſes Fenſter leicht in ein Rettungsthor umgewandelt werden konnte. Da ich viel ungemachtes Scheitholz in dem Schuppen ſah und bemerkte, daß der Hausmann ſich der Wachtſoldaten zum Holzmachen, je nach Bedarf, bediente, ſo erbot ich mich bei demſelben, das ganze Holz allein zu machen. Mein Erbieten ward bereitwillig angenommen. Als ich von der Wache gekommen war, ging ich an das Holzmachen. Ich machte aber nur eine halbe Stunde um die andere Holz, die zwiſchenliegenden halben Stunden verwendete ich dazu, die Ziegeln, womit das Fenſter vermauert war, herauszunehmen, was freilich ſehr behutſam geſchehen mußte. Um dieſe Arbeit leicht verbergen zu können, ſchichtete ich einen Stoß Holz davor auf; wenn ich am Fenſter handtieren wollte, nahm ich einen Theil des Holzes herunter, wenn ich wieder an's Holzmachen ging, baute ich den Stoß wieder ganz auf. Es ging Alles nach Wunſch. Nach acht Tagen war mein Thor fertig und Niemand entdeckte es. Nun hatte ich nur abzuwarten, bis ich wieder einmal auf die Blockhauswache kam. Ich konnte den Tag berechnen und mich bis dahin auf Alles fertig machen. Ich verſchaffte mir von einem Juden ein paar alte Mäntel, Stricke und gute Meſſer, die ſchaffte ich in den Schup-

pen. Gestern kam ich auf die Wache. Ich konnte keinen bessern Tag treffen. Wegen des am Morgen erfolgten Abzugs der Oesterreicher herrschte große Freude unter den Preußen. Der wachthabende Offizier gab der Mannschaft eine Tonne Bier zum Besten, ja selbst die Gefangenen kriegten ihren Theil daran. Der Offizier gehörte zu meiner Compagnie und ich hatte mich bei ihm besonders in Gunst gesetzt. Nachmittags rief er mich zu sich und sagte: „Weißt Du was, Horschitz" — denn diesen Namen führte ich — „dahinten in Nr. 5 steckt ein armer Teufel, der nächstens erschossen werden soll; wir könnten ihm heut' auch eine Güte thun. Hier ist ein Thaler, hol' ihm eine Flasche Wein." Es ward mir schwer zu diesem willkommenen Auftrag ein gleichgültiges Gesicht zu machen. „Sehr wohl," sagte ich, nahm den Thaler und holte die Flasche Wein. „Hier ist der Schlüssel," sagte der Lieutenant, wie ich sie brachte, „trag' sie ihm hin — es braucht aber Niemand weiter darum zu wissen, verstanden!" „Sehr wohl!" sagte ich und ging nach dem Gefängniß Nr. 5. Mein Herr Graf machte nicht kleine Augen, wie er mich so unerwartet und im preußischen Soldatenrock bei sich eintreten sah. Nun, ich erklärte ihm kurz, was es damit für eine Bewandniß habe, und daß ich diese Nacht ihn aus seinem Käfig holen würde. Dann verließ ich ihn schnell, schloß wieder zu und trug den

Digitized by Google

Schlüſſel zu meinem Offizier. Aber ich merkte wohl auf, wo er den Schlüſſel hinlegte. Sobald es dunkel war, räumte ich im Schuppen das Holz vor dem Fenſter, in dem die Ziegel nur ganz locker lagen, ſo weit als nöthig weg. In der Nacht, wie ich von meinem Poſten abgelöſ't war, ſchlich ich mich in die Offiziersſtube. Wie ich gehofft, lag mein Offizier im ſüßen Schlaf. Ich bemächtigte mich des Schlüſſels und ſtahl mich nach dem Gefängniß. Mein Herr Graf erwartete mich ſchon. Schnell ging es nun heraus, die lockern Ziegel in der Fenſterhöhle waren bald beſeitigt; wir ſtiegen hinaus und gewannen das Freie. Wir liefen was wir konnten am Ufer hinab bis nach Pieſchen, wo wir Kähne angelegt fanden. Wir banden einen los und ſetzten über den Fluß. Am dießſeitigen Ufer angekommen, ſtießen wir den Kahn in den Fluß zurück, und flohen hinter der Friedrichſtadt weg, an Plauen vorbei in der Richtung nach Dippoldiswalde hin. Am Morgen waren wir in der Nähe dieſer Stadt, gingen aber nicht hinein, ſondern hielten uns im Walde verborgen. In einer Köhlerhütte fanden wir ein Mittagbrod und Obdach bis zum Abend, wo wir unſern Weg hierher fortſetzten. Da haſt Du uns nun mit Leib und Seele — aber nur für dieſe Nacht; morgen mit dem Früheſten müſſen wir hinaus auf die Mordgrube. Der Oberſteiger dort iſt unſer Gevatter, der muß mich und den

Herrn Grafen als Hauer bei sich anlegen. Wir müssen eine Zeitlang Tag und Nacht unter der Erde hausen."

„Das wird das Beste sein," meinte Frau Hertwig; „Gott, der den Herrn Grafen und Dich aus der Gewalt der Menschen befreit, wird ihn und Dich auch schirmen vor bösen Wettern und stürzenden Wänden. Das Bergvolk auf der Mordgrube wird keinen Verräther haben."

Die beiden Flüchtlinge bedurften der Ruhe. Da die Hausfrau weder Betten besaß, noch Stroh im Hause hatte, so mußten sie auf den bloßen Dielen schlafen. Aber sie schliefen auch da den Schlaf der Gerechten.

Zwölftes Capitel.

Schluß.

Wenig Tage nach der Flucht des Grafen Camillo von S. zog der Prinz Heinrich von Preußen wieder in Dresden ein. Mit ihm auch der Oberstlieutenant von Retzow.

Wie dieser die Flucht Emma's und die neue Desertion ihres Vaters und die offenbar durch diesen bewirkte Befreiung des Grafen S. erfuhr, war er außer sich vor Zorn, und er beschloß Alles aufzubieten, um alle Drei wieder zu erlangen. Der Commandant des Regiments, bei welchem Hertwig zuletzt gestanden, verband sich mit Retzow zur eifrigen Verfolgung der Flüchtlinge.

Eines Abends erschien eine Abtheilung Dragoner vor dem Häuschen, welches Hertwig's Frau mit ihrem Schwiegervater und ihren jüngsten Kindern bewohnte. Das Häuschen ward umzüngelt und der Anführer trat

mit zwei Mann in die bescheidene Wohnung. „Dies ist die Wohnung von Wilhelm Hertwig, frühern Steigers auf der Grube Himmelsfürst?“ redete er die Frau barsch an.

„Ich bin die Frau von Wilhelm Hertwig, den man von mir und meinen armen Kindern hinweggerissen und unter die Soldaten gesteckt,“ gab die Frau zur Antwort. „Wenn Ihr mir meinen Mann wiederbringt, dann wird dies seine Wohnung sein. Zeither habe nur ich mit den verwais'ten Kindern hier gewohnt.“

„Mache Sie uns nichts weiß,“ sagte der Dragoner-Corporal; „Ihr Mann ist desertirt und sicher hier versteckt.“

„Dann suchen Sie ihn,“ sagte Frau Hertwig.

„Das werden wir auch thun,“ sagte der Corporal, und das Suchen begann. Natürlich erwies es sich gänzlich fruchtlos, denn Hertwig war in den unterirdischen Gängen der „alten Mordgrube“ sammt seinem Schützling wohl geborgen.

Der Corporal zog hierauf seine Leute zusammen, schickte den größten Theil derselben in die Stadt zurück, legte sich aber selbst mit zwei Mann in das Haus. Erst am andern Tag, als er sah, daß er auf diese Weise nicht zum Ziele kommen werde, zog auch er mit seinen Begleitern ab.

Digitized by Google

Wie aber auch in der ganzen Gegend nach den Flüchtlingen gesucht ward, sie fanden sich nirgends, und nach Wochen zogen die Dragoner unverrichteter Sache nach Dresden zurück.

Inzwischen verlebte Doris in ihrem anständigen Gefängniß zu Freibergsdorf bei der emsigen Vollendung ihres Werkes friedliche Tage. Das Gericht übereilte sich nicht mit der Führung ihres Processes, sie hatte nur selten ein kurzes Verhör zu bestehen und sonst trat gar nichts Störendes in ihren Kreis.

Eines Morgens saß sie eben vor ihrer Staffelei und erfreute sich ihres seiner Vollendung nahen Werkes, als ein vierspänniger Wagen in den Hof hereinrollte und unter dem einen ihrer Fenster anhielt. Sie eilte an dasselbe und sah einen ältlichen Herrn von stattlichem Aussehen aussteigen, der dann ein junges Mädchen aus dem Wagen hob. Ein heller Freudenstrahl leuchtete in ihren Augen — sie hatte ihre kleine Freundin, das Urbild ihrer Muse, erkannt. Nach wenig Minuten öffnete sich ihre Thüre, und Emma trat am Arme des stattlichen Herrn in das Zimmer.

Die beiden schönen Wesen flogen einander in die Arme und weinten helle Thränen. Der Herr, der kein anderer war als der Gutsherr, Graf von Wartensleben selbst, stand dabei und betrachtete die Gruppe mit stiller

Luſt. Dann aber fiel ſein Blick auf das bald vollendete Bild auf der Staffelei. Er trat näher und vergaß über ſeiner Betrachtung Alles um ſich her.

„Wiſſen Sie auch, daß ich hier bei Ihnen bleiben ſoll?“ ſagte Emma, nachdem die erſten zärtlichen Grüße getauſcht waren. „O wie ſchön wird das ſein!“

Doris wollte einen fragenden Blick auf den Grafen richten, doch dieſer war in das Anſchauen ihres Werkes vertieft. Sie erröthete und ſagte, Emma's Hand ergreifend: „Iſt es denn wahr, daß ich ſo glücklich ſein ſoll, einen ſolchen Engel zum Gefährten zu haben, wie Sie?“

„O bitte, nennen Sie mich Du,“ bat Emma, „und ein Engel bin ich ſchon lange nicht; was hab' ich nicht der Madame Reibold für Streiche geſpielt — hat Ihnen der Herr Magiſter Starke geſchrieben, wie ich der ausgeriſſen bin?“

„Ja wohl,“ entgegnete Doris; „er ſchrieb es mir zugleich mit der Nachricht, daß er mich bald beſuchen und mir etwas höchſt Erfreuliches melden werde, was er dem Papier nicht anvertrauen könne. Er iſt nicht mitgekommen?“

„Der Herr Graf wollte ihn mitnehmen — aber er durfte die Frau Gräfin S. nicht verlaſſen. Die hatte der Freudenſchreck über die unerwartete Befreiung ihres Sohnes beinahe getödtet; ſie liegt jetzt krank darnieder, und

da kann der Herr Magiſter nicht fort. Ich ſoll Sie von ihm grüßen und Ihnen ſagen, daß der junge Herr Graf durch meinen Vater glücklich befreit worden!“

„O allgütiger Gott!“ rief Doris die Hände faltend, „dann wäre ja mein Werk überflüſſig!“

Dieſe letzte Aeußerung entging dem Grafen doch nicht. „Da ſei Gott vor,“ ſagte er ſich zu Doris wendend, „daß Sie dieſes herrliche Werk als überflüſſig unvollendet laſſen! Sie ſind es Gott, der Ihnen Ihre großen Gaben verlieh, Sie ſind es der deutſchen Sache ſchuldig, daß Sie dieſes Bild vollenden. Mademoiſelle, eh' ich Sie ſelbſt und ehe ich dieſes Bild ſah, war ich Ihrer Unſchuld noch nicht gewiß — jetzt bin ich es, und was auch die blinde Juſtiz für ein Urtheil fällen möge, ich werde vor der Welt bezeugen, daß Sie rein ſind wie die Sonne!“

Doris ſenkte das zu Purpur erglühende Angeſicht. Sie kannte den Mann nicht, der dieſe Worte zu ihr ſprach, er war ihr nicht einmal genannt, obſchon ſie ahnte, wer er ſei; aber ſeine Sprache, ſeine Augen, ſein Antlitz, ſeine ganze Erſcheinung ſagten ihr, daß er zu den wahren Edlen der Menſchheit gehöre. Und dieſer fremde Edle erkannte ihre Unſchuld — nein, er nannte ſie rein wie die Sonne. Ihre Seele beugte ſich in Demuth, aber ihr Herz jubelte und dachte im höchſten Jubel deſſen,

Digitized by Google

der zuerſt an ſie geglaubt, zuerſt ihr zur Herſtellung ihres Adels die Hand gereicht, und um deſſentwillen ſie heiß begehrte, wirklich ſo rein zu ſein wie die Sonne. Und da ſtand der fremde Edle vor ihr und ſchaute ihr mild in's Angeſicht und führte ihre Hand an ſeinen Mund und ſagte faſt flehend: „Nicht wahr, Mademoiſelle, Sie vollenden, was Sie ſo herrlich begonnen, und laſſen Ihren leuchtenden Genius jede ſchwarze Anklage, jeden giftigen Argwohn, jeden Hauch eines Makels, und gründete er ſich auch auf eine wirkliche Verirrung des irdiſchen Stoffes, aus dem wir Alle gemacht ſind, laſſen Ihren Genius das Alles ſiegreich vernichten?“

In Doris' Augen glänzte eine Thräne. „Ich werde wohl gar nicht anders mehr können,“ ſagte ſie; „aber iſt es denn wahr, ſoll ich das liebe Urbild meiner deutſchen Muſe bei mir behalten? Sie wollen ſie doch nicht mit einſperren laſſen?“

„Sie ſollen auch nicht mehr eingeſperrt ſein,“ erwiederte der Graf; „ich habe mich entſchloſſen, einige Zeit hier zuzubringen, um der Jagd auf dieſem Gute obzuliegen, die ſehr ſchön ſein ſoll. Ich werde als Gerichtsherr für Sie haften und nicht mehr dulden, daß man Sie einſperre.“

Doris dankte mit einer Verbeugung. Der Graf ließ ſie ſodann mit Emma allein. Dieſe erzählte ihr nun, wie

sie das erstemal von ihrem Vater aus dem Hause der Reibold befreit worden, wie jener an ihrem Zufluchtsort die Verurtheilung des Grafen von S. zum Tode erfahren und den Entschluß gefaßt ihn zu retten, welche Rolle der Erzählerin dabei zugefallen, wie ihr Unternehmen von statten gegangen, ihre Flucht aus dem Hause der Reibold, und was sich daran geschlossen, endlich wie sie im Hause des Grafen von Wartensleben die Befreiung des jungen Grafen S. durch ihren Vater und beider glückliches Entkommen erfahren.

„Und wo glaubst Du, daß sie mit einander jetzt sind?“ fragte Doris. „Werden sie wohl sicher sein?“

„Mein Vater wollte mit seinem Schützling nach einer Grube bei Brand fliehen und sich darin verborgen halten. Der Obersteiger dort ist mein Pathe. Da sind sie gewiß sicher.“

„Wirst Du denn auch Deine Mutter besuchen, die hier in der Nähe wohnt?“ fragte Doris weiter.

„Nein, das erlaubt der Herr Graf nicht, weil mir unsere Feinde so gut nachstellen, wie dem Vater und dem jungen Herrn Grafen,“ sagte Emma; „aber er will meine Mutter bald einmal in seinem Wagen herüberholen lassen.“

„Da werde ich sie denn auch kennen lernen, die Mutter meines Lieblings,“ sagte Doris und schloß das

Digitized by Google

junge Mädchen in ihre Arme. Sie herzend und küssend sagte sie: „Wenn ich Dich dutzen soll, mußt Du es auch thun — also Du und Du!“

„Ach, Mademoiselle,“ wendete Emma ein, „ich bin ja so gar nichts gegen Sie —“

Aber Doris schloß ihr den Mund mit einem Kuß, und Emma mußte sich in ihren Willen fügen.

Schon den andern Tag ließ der Graf Emma's Mutter holen. Von dieser erfuhr Doris, wie eifrig man nach den beiden Flüchtlingen gesucht, und wie neuerdings ein Fremder in Civil sich in der Nähe ihrer Wohnung eingemiethet habe, der wahrscheinlich auf die Beiden fahnde. Es wären auch bereits vom Bergamte Nachforschungen nach ihnen auf den Gruben gehalten worden.

Doris sah ein, daß Camillo doch noch nicht über alle Gefahr hinweg sei, daß vielmehr das Damoklesschwert fortwährend über seinem Haupte schwebe. Mithin war ihr Werk auch rücksichtlich seiner keineswegs überflüssig geworden. Mit neuem Eifer arbeitete sie fortan daran, und bald stand es vollendet vor ihr zur eigenen Befriedigung und zum Entzücken aller Beschauer.

Der Graf von Wartensleben konnte sich an dem Bilde nicht satt sehen und pries sich glücklich, daß es in seinem Hause geschaffen worden. „Der Preis, den Sie fordern,“ setzte er hinzu, „kann Ihnen gar nicht entgehen.

Nur ein roher Barbar könnte ihn verweigern, aber nimmermehr mein feingebildeter, hochherziger Prinz Heinrich. Sie machen mich zu Ihrem Gesandten, Mademoiselle; ich werde dem Prinzen das Bild überreichen und auf Bezahlung Ihres Preises dringen."

„Dann war es Gottes Fügung, daß ich in dieses Gefängniß kam," erwiederte Doris; „denn wäre mir das nicht geschehen, so hätte ich keinen so mächtigen Gesandten und Fürsprecher gefunden. Ich lege mein Bild vertrauensvoll in Ihre Hände."

„Morgen," sagte der Graf, „fahre ich nach Dresden und übergebe bei schicklicher Gelegenheit das Bild. Ich bin dem hohen Offiziercorps noch eine Gasterei schuldig, diese werde ich veranstalten und so die Gelegenheit selbst schaffen. Sie bleiben inzwischen hier, zwar als Gefangene, doch unter den bisherigen Erleichterungen und in Gesellschaft Ihrer jungen Freundin. Hoffentlich werden Sie bald ganz freigesprochen."

Der Fremde, welcher sich in der Nachbarschaft der Frau Hertwig einquartiert hatte, war Niemand anders als der geheime Polizei-Agent Menzel, der im Auftrage des Oberstlieutenant von Retzow auf Camillo, Hertwig und Emma fahndete. Derselbe war mit schriftlicher Vollmacht versehen, worin alle Behörden angewiesen waren, ihn in der Ausführung des Auftrages zu unterstützen.

Digitized by Google

Sowohl der Stadtrath als das Bergamt zu Freiberg hatten ihm nicht allein völlig freie Hand zu laſſen, ſondern auch ihrerſeits Nachforſchungen in ihrem Jurisdictionsgebiete anzuſtellen. Letztere fanden auch ſtatt, waren jedoch erfolglos. Menzel ſelbſt legte ſich auf ein, von der modernen Polizei in ausgedehnter Weiſe gebrauchtes und ausgebildetes Mittel: er nahm eine Anzahl ſchlechter Subjecte in ſeinen Sold. Darunter befand ſich ein Bergmann von der „alten Mordgrube“. Dieſer brachte dem Agenten eines Tages die Meldung, daß in ſeiner Grube zwei fremde Bergleute wären, die gar nicht an das Tageslicht kämen und, der Beſchreibung nach, den geſuchten Flüchtlingen ähnlich ſähen.

Sofort ſchickte Menzel einen zuverläſſigen Boten mit einem Schreiben an den Kriegsſekretär Oeſterreich nach Dresden, den er erſuchte, ſich von dem Oberſtlieutenant von Retzow eine Abtheilung Dragoner zu erbitten und mit dieſer eiligſt nach Freiberg zu kommen, um mit ihm die Verhaftung der Flüchtlinge zu bewirken.

Der Oberſtlieutenant von Retzow war gerade im Begriff zu einem großen Diner bei dem Grafen von Wartensleben zu gehen, als der Sekretär Oeſterreich mit Menzel's Brief bei ihm erſchien. Er riß ihm den Brief aus der Hand und durchflog ihn. „Von der Kleinen ſteht nichts dabei,“ murmelte er; „doch haben wir nur

erſt den Alten, ſo werden wir das Junge wohl auch noch finden. Und wie ſteht's mit Ihrer Malerin? Iſt ihre Unterſuchung noch nicht zu Ende?"

„Die ſächſiſche Juſtiz iſt nicht ſo ſchnell," antwortete Oeſterreich; „zumal die Patrimonialjuſtiz, wenn noch dazu der Gerichtsherr den Inculpaten begünſtigt. Der Herr Graf von Wartensleben intereſſirt ſich ſo ſehr für die Kindesmörderin, daß er ſie nicht nur ganz frei in ſeinem Herrenhauſe ſchalten läßt, ſondern ſogar um ihretwillen einen ganzen Monat dort wohnt."

„Das verdenke ich dem Herrn Grafen gar nicht," verſetzte der Oberſtlieutenant; „ja ich freue mich, daß der ſtrenge Moraliſt auch einmal der Macht der Schönheit erliegt. Hoffentlich wird deshalb die Juſtiz doch ihren Gang gehen, wenn auch langſam." Er trat hierauf an ſein Schreibepult, beſchrieb ein Blatt Papier und gab es dem Sekretär mit den Worten: „Damit gehen Sie zum Rittmeiſter von Haacke, der wird Ihnen die gewünſchte Abtheilung Dragoner ſtellen. Machen Sie Ihre Sache geſcheidt, und unterlaſſen Sie nicht, ſich um den kleinen Lockenkopf zu kümmern!"

„Es ſoll mir die größte Freude machen, wenn ich Ihnen drei Gefangene, ſtatt der zwei, bringen kann," erwiederte Oeſterreich und verabſchiedete ſich. Der Oberſtlieutenant fuhr in das Hôtel des Grafen von Wartensleben.

Hier war eine höchſt glänzende Geſellſchaft verſammelt. Der Prinz Heinrich mit ſeinem Stabe, alle Stabsoffiziere der Dresdener Garniſon, der Gallerie-Inſpector Riedel und Magiſter Theophilus Starke.

Nachdem der gräfliche Wirth ſeine Gäſte durch auserleſene Gerichte und die edelſten Weine in die heiterſte Stimmung verſetzt hatte, in welcher alle Herzen um eine Welt erweitert und über Alltägliches und Kleinliches erhaben waren, als namentlich der Prinz ſich jedes unnatürlichen Verpuppungswerkes ſeiner Hoheit entkleidet und in ſeiner ganzen ſchönen Menſchlichkeit zeigte, da fand Erſterer den rechten Augenblick gekommen, wo er dem edlen Hohenzollern das Bild der echtdeutſchen Künſtlerin zu überreichen habe.

Dasſelbe war bereits im Saale aufgeſtellt und nur durch einen Vorhang von rothem Sammet verdeckt.

„Ew. Königliche Hoheit," redete der Graf den Prinzen an, „haben vor einiger Zeit einer hieſigen talentvollen Malerin den Auftrag ertheilt, für Sie ein Bild zu malen. Das Bild iſt fertig, und ich habe die angenehme Verpflichtuug übernommen, es Ihnen zu überreichen und den Preis deſſelben einzufordern."

Er ſtand mit dem Prinzen auf und führte ihn an den Vorhang. Dieſer fiel und das Bild ſtand frei vor dem Prinzen. Alle Tiſchgäſte ſprangen auf und reihten ſich um den Prinzen. Da ſtand der große König, wie er

leibte und lebte, umringt von ſeinen Palatinen, unter einer Eiche auf einer kleinen Erhöhung bei Roßbach. Vor ſeinem ausgeſtreckten Arm, ſo ſchien es, eilen die Franzoſen mit Zurücklaſſung vieler Todten und einer Menge Heergeräthes in wilder Flucht davon. Ueber den König ragte hold und ſchön, in himmliſcher Verklärung die deutſche Muſe empor, mit der einen Hand dem Sieger den Kranz der Unſterblichkeit auf das Haupt ſetzend, mit der andern eine Leier hoch emporhaltend, und aus der Leier fuhren feurige Blitze, welche ein im franzöſiſchen Zopfſtyl errichtetes Bauwerk mit dem Götzenbilde der fränkiſch-deutſchen Aſtermuſe zertrümmerten.

Alle ſtanden bewundernd vor dem großen Bilde, der Prinz verſank in ſtille Andacht. Was er dabei gedacht, Niemand hat es erfahren, aber auf ſeiner Stirn ſtand es geſchrieben, daß er von einem mächtigen Gedanken bewegt war; was er gefühlt, das ſollte bald Allen offenbar werden.

„Geſegnet die Hand, die ſolches ſchafft," ſagte er nach einer langen Pauſe; „es iſt eine göttliche Hand. Ich habe Manches gethan, was die Welt als Großthat bewundert, was die Geſchichte verewigen wird, ich neige mich in Demuth vor dem Genius der Kunſt. Wer einen großen Gedanken ſo verkörpern kann, daß jedes Herz davon erfaßt, dafür begeiſtert wird, der thut mehr als der ſieg-

reichſte Kriegesheld. Herr Graf — ich verſprach der Künſtlerin jeden Preis, den ſie fordern würde, ich halte mein Wort; nennen Sie mir den Preis, den ſie geſtellt hat.“

Der Graf bog ſich nahe zu dem Ohr des Prinzen und ſagte halblaut: „Sie bittet um Gnade für den zum Tode verurtheilten Grafen von S. und für deſſen Befreier aus der Haft, den zum Soldaten gepreßten Bergmann und Familienvater Hertwig.“

Auf das Geſicht des Prinzen lagerte ſich eine Wolke. Er ſah düſter auf das Bild, aber die Macht des Genius, der aus demſelben leuchtete, erhellte ihm bald wieder Sinn und Angeſicht. „Es ſei,“ ſagte er zu dem Grafen, „ich werde es vor dem König verantworten.“ Er rief ſeinen Adjutanten herbei. „Fertigen Sie ſofort den Pardon aus für den vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilten Grafen S. und den Deſerteur Hertwig. Vollen Pardon!“ befahl er halblaut und fügte hinzu: „In einer halben Stunde bringen Sie mir ihn zur Unterſchrift.“ Der Adjutant entfernte ſich.

Zu den wärmſten Bewunderern des Bildes gehörte der Oberſtlieutenant von Retzow. Aber es war weniger der patriotiſche Grundgedanke des Werkes, was ihn ergriff, als die ideale Rolle, welche das Mädchen darin ſpielte, das er zur Odaliske hatte erniedrigen wollen. Und es lag eine ſolche überwältigende Wahrheit in dieſer Darſtellung, die Heiligkeit dieſes zarten Frauenweſens

trat ihm so mächtig und mahnend daraus entgegen, daß ihm die brennende Scham in das Gesicht stieg. Und jetzt erhob sich vor seiner Seele wieder das lange durch Oesterreich's schwarze Anklage mit Hilfe seines Zweifels an weiblicher Tugend verdunkelt gewesene Bild der Künstlerin, dessen Adel einst „den rebellischen Titanen Sinnlichkeit zu Boden gedrückt" hatte. Und er kam sich wie ein Narr vor, daß er der Anklage Oesterreich's nur einen Augenblick habe Glauben schenken können.

In diesem Augenblick sah er den Grafen von Wartensleben auf die Aufforderung des Prinzen, ihm die Preisforderung der Künstlerin zu nennen, leise mit diesem sprechen. Er glaubte, der Graf bäte um Niederschlagung ihres Processes und Verkündigung ihrer Unschuld durch einen Machtspruch. Als daher der Prinz dem Adjutanten die geheime Ordre gab und der Graf befriedigt zurücktrat, näherte Retzow sich letzterem und sagte ihm die Hand drückend: „Ich danke Ihnen, Herr Graf, daß Sie sich der Künstlerin so warm angenommen haben — ich wollte meinen Kopf für ihre Unschuld einsetzen."

Der Graf ließ den Oberstlieutenant bei seiner Meinung und trat zu dem Magister Theophilus. „Der Preis ist bewilligt!" flüsterte er ihm zu.

„Ich wußte es," sagte Theophilus mit Thränen im Blick; „denn wie kann ein Menschenherz der Sprache eines solchen Werkes widerstehen?"

Digitized by Google

Ehe eine halbe Stunde verging, brachte der Adjutant dem Prinzen den Pardon zur Unterschrift. Der Prinz unterzeichnete auf der Stelle und händigte das Document dem Grafen aus. Als hierauf die Gesellschaft sich wieder der allgemeinen Unterhaltung hingab, trat Theophilus zu dem Grafen. „Die Gräfin S. vergeht in Angst um ihren Sohn," sagte er; „vertrauen Sie mir den Pardon an und lassen Sie mich den Sohn in die Arme seiner Mutter führen."

„Ja, thun Sie das," sagte der Graf; „Sie haben ein Recht auf diese schöne Sendung. Hier ist der Pardon."

Froh wie ein Gott verließ Theophilus damit ohne Aufsehen die Gesellschaft. —

Es war ein sonniger Tag im kalten Januar, als eine Abtheilung Dragoner von Freiberg aus der „alten Mordgrube" bei Brand sich näherte. An ihrer Spitze ritt der Kriegssekretär Oesterreich. Auf dem Plateau der weiten Halde angekommen, die einen Treibgöpel, das Huthaus und eine Bergschmiede trug, zogen sich die Dragoner aus einander und stellten sich rings am Rande des Plateaus auf, während Oesterreich vom Pferde stieg, dieses einem Bergjungen zu halten befahl und den Obersteiger im Huthause aufsuchte.

Dieser trat ihm schon in der Hausflur entgegen. „Sind Sie der Obersteiger dieser Grube?" fragte

Oesterreich. Als die Frage bejaht ward, sagte er: „Ich komme im Namen Sr. Majestät des Königs von Preußen, zwei Kriegsverbrecher zu verhaften, die sich in Ihre Grube geflüchtet. Ich fordere Sie auf, mir dieselben sofort auszuliefern.“

„Ich weiß von keinen Kriegsverbrechern,“ erwiederte der Obersteiger; „heißt meine Grube gleich die Mordgrube, so ist es doch keine Mördergrube.“

„Wenn Sie die Flüchtlinge nicht ausliefern, werde ich sie selbst suchen,“ erklärte Oesterreich.

„Wenn Sie sie zu finden glauben, in Gottes Namen,“ sagte der Obersteiger ruhig; „aber ich mache Sie aufmerksam, daß der Schacht an 1000 Ellen tief ist, und daß man da nicht hineinreiten kann.“

„Ich bin ein Bergmannssohn,“ erwiederte Oesterreich, „ich weiß, wie man in einen Schacht fährt.“

„Nun, so versuchen Sie ihr Glück,“ sagte der Obersteiger.

„Es würde aber Ihr Schade nicht sein, wenn Sie mich der Fahrt überhöben,“ bemerkte Oesterreich. „Ich weiß gewiß, daß die Flüchtlinge in Ihrer Grube sind — Bergleute von hier haben es verrathen.“

„Das müssen schöne Schurken sein,“ erklärte der Obersteiger.

„Leugnen Sie nicht weiter,“ fuhr Oesterreich fort; „es hilft Ihnen nichts — liefern Sie die Verbrecher aus.“

„Ich weiß von keinen Verbrechern auf der Mordgrube,“ wiederholte der Oberſteiger; „glauben Sie welche zu finden, ſo ſuchen Sie ſie ſelbſt.“

„Dann geben Sie mir Fahrkleider,“ ſagte Oeſterreich.

„Die ſollen Sie haben,“ antwortete der Oberſteiger; „kommen Sie herein.“

Oeſterreich folgte ihm in die Betſtube, wie ſie jedes Huthaus hat, und reichte ihm die Fahrkleider. Während Oeſterreich dieſe anlegte, ging der Oberſteiger hinaus und gab in den Schacht das verabredete Zeichen, daß die Flüchtlinge auf ihrer Hut ſein ſollten.

Wie Oeſterreich aus dem Huthauſe auf die Halde trat, um ſich nach der Schachtkaue zu begeben, ſah er von der Landſtraße her einen Reiter auf die Halde zu kommen. Sein ſcharfes Auge erkannte die verhaßte Geſtalt des Magiſters Theophilus. „Aha!“ murmelte er, „der kommt nicht von ungefähr, den ſchickt die Gräfin zu ihrem Söhnchen. Es iſt kein Zweifel, daß es hier iſt. Herr Corporal!“ rief er dem Führer der Dragoner zu, „da kommt ein Spießgeſelle unſerer Flüchtlinge, im Namen des Königs verhaften Sie ihn!“

Ohne Verzug ging er in die Kaue und ſtieg in den Schacht. Aber die Macht, die im Verborgenen waltet, ſprach: Bis hierher und nicht weiter. Er war etwa fünf Minuten von der Oberfläche verſchwunden, als aus dem

Schacht das Nothſignal ertönte. Zehn Minuten ſpäter wand man aus der ſchwarzen Tiefe einen zerſchlagenen Mann — es war Oeſterreich. Er lebte noch, aber der Tod breitete ſeine Fittige über ihn.

Mittlerweile war Theophilus auf der Halde erſchienen. Der Dragoner-Corporal hielt ihn an und machte Miene ihn feſtzunehmen. Aber der vorgezeigte Pardon des Prinzen Heinrich änderte die Scene. Der Corporal zog ſeine Mannſchaft zuſammen und bat Theophilus, den Pardon vorzuleſen. Als dies geſchehen war, ſaß Theophilus ab und bat den herantretenden Oberſteiger die beiden begnadigten Flüchtlinge aus der Tiefe zu holen.

„Es iſt ſeltſam," ſagte der Oberſteiger; „ſo eben hat man den Mann, der ſie fangen wollte, zerſchlagen aus dem Schacht gezogen. Er athmet noch, hat aber nur noch wenig Augenblicke zu leben. Mit brechender Stimme bat er mich, den Reiter, der zuletzt auf die Halde gekommen, zu ihm zu bringen. Wollen Sie mit in die Kaue kommen?"

Theophilus folgte ihm dahin. Da lag der unſelige Menſch, der ſo viel Wehe über ein edles Leben gebracht, mit zerſchmetterten Gliedern, blutig und mit dem Tode ringend. Mild beugte Theophilus ſich zu ihm nieder. Oeſterreich machte nun vergebliche Anſtrengung ſich zu erheben — ein Blutſtrom quoll ihm aus dem Munde. Als

dieſer geſtillt war, hielt ihm Theophilus den Kopf. Jetzt erſt war es ihm möglich einige Worte zu ſprechen. „Dorothee“ — ſagte er — „iſt keine Kindesmörderin — ich habe die Anklage geſchmiedet — die Zeugen wider ſie geſtimmt und beſtochen — aus Rache — weil ſie mich verſchmäht — — und blamirt — — ich muß ſterben — — Gott — iſt — gerecht —“

Damit hauchte er ſeine Seele aus.

Theophilus entblößte ſein Haupt und betete ſtill für den Unglücklichen — der Oberſteiger und die umſtehenden Hauer beteten mit ihm. Dann bedeckte Theophilus das Geſicht des Todten mit einem Tuche und ſagte zu den Bergleuten: „Ihr hab't die letzten Worte des Verunglückten gehört, Ihr werdet ſie bezeugen.“

„Ja, wir bezeugen ſie!“ ſagten die Männer. Darauf fuhr der Oberſteiger mit dem Magiſter in den Schacht. Eine Stunde ſpäter begrüßten ſie mit dem Grafen Camillo und Hertwig das Licht des Tages wieder, das die Flüchtlinge ſo lange nicht geſehen.

Ein Wagen, der auf Theophil's Veranſtaltung inzwiſchen angekommen, führte die Geretteten in ſeinem Geleit nach Freibergsdorf, wo ſie der Retterin ihren Dank darbringen und die erſte Nacht raſten ſollten. Theophilus hatte ihnen ſchon im Schacht erzählt, durch wen und auf welche Weiſe ihnen der Pardon ausgewirkt worden.

Digitized by Google

Wir wollen der Phantasie des Lesers überlassen, sich die Scene auszumalen, die im Herrnhause zu Freiberg stattfand, als Doris die Dankesbezeugungen der beiden Geretteten empfing.

Als die hochgehenden Wogen der Empfindung sich etwas gelegt hatten und Hertwig und der Graf sich mit Emma beredeten, wie sie noch heute deren Mutter überraschen wollten (wobei man sich erst nicht darüber einigen konnte, ob man sie aufsuchen oder holen lassen solle), zog sich Theophilus mit Doris in eine Fensternische zurück und erzählte ihr, welche Rolle ihr Bild bei dem Gastmahle des Grafen Wartensleben gespielt, wie Alles sich vor dem Genius der Künstlerin geneigt habe. — „Nicht wahr," schloß er, „nun glauben Sie an sich und lassen aus diesem Glauben die Erfüllung meiner höchsten Hoffnung erblühen?"

Mit einem Blick, in dem die ganze Fülle ihrer heiligen Liebe lag, sank Doris in die Arme des Gelehrten. Ein leiser Kuß besiegelte die Verlobung.

Am folgenden Tage wurden auf Theophil's Antrag die Männer von der „alten Mordgrube", welche bei dem Verscheiden Oesterreich's zugegen gewesen waren, über die letzte Aussage des Sterbenden vor dem Gerichtshalter vernommen, der sich dadurch veranlaßt fand, sofort Doris' Freilassung zu verfügen und die Untersuchung auf sich beruhen zu lassen.

Die Gräfin von S., nun auflebend im Besitze des wiedergeschenkten Sohnes, stellte den Mann, der sein Leben für ihn gewagt, auf einem ihrer Güter an, Emma aber nahm sie als Tochter an. Einen Monat nach der Befreiung ihres Sohnes richtete sie in ihrem Hause die Hochzeit von Theophilus und Doris aus.

Der Oberstlieutenant von Retzow, der Doris' ganze Lebensgeschichte erfuhr, lernte wieder an edle Weiblichkeit glauben und ward ein besserer Mensch, der, als er im folgenden Jahre bei Kunnersdorf mit Ewald von Kleist den Heldentodt starb, von Allen, die ihn kannten, aufrichtig betrauert wurde.

Der Landesverräther und Spion Menzel endete später nach einem qualvollen Leben als Staatsgefangener auf dem Königstein.

Der Gallerie-Inspector Riedel wirkte noch lange für das ihm anvertraute Institut und erfreute sich noch manches Jahr an dem blühenden Glücke seiner Schülerin Doris und ihres Theophilus.

Ende.

Prag, Druck von Jarosl. Pospišil.